

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Unterm roten Adler

Greinz, Rudolf

Leipzig, 1913

Die schöne Susi

Die schöne Susi.

Die Tage vor Dreikönig zählten in dem beliebten Wallfahrtsort Forchtenstein zu den bewegtesten des ganzen Jahres. Eine geräumige Wallfahrtskirche öffnete dann ihre Pforten all den Andächtigen, die von nah und fern herbeiströmten, um in allen denkbaren und undenkbbaren Angelegenheiten Hilfe und Trost zu suchen.

In einer Seitenkapelle der Kirche waren drei roh aus Holz geschnitzte und bunt bemalte Statuen der Weisen aus dem Morgenlande aufgestellt. Die Arbeit mochte aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammen und besaß einen ziemlich großen historischen Wert.

Es waren auch schon verschiedene Versuche unternommen worden, die überlebensgroßen Figuren für das Landesmuseum anzukaufen. Da kam man aber bei der Bevölkerung übel dran, und ein Professor der Kunstgeschichte, der die Sache einleiten sollte, lief sehr bedenklich Gefahr, von den aufgeregten Bauern durchgeprügelt zu werden.

Die heiligen drei Könige genossen neben einem wundertätigen Madonnenbild auf dem Hochaltar das

vollste Vertrauen. Man hatte den Statuen schon ziemlich vergilbte Seidenmäntel umgehängt, und an ihren Fingern prunkten, wo es nur tunlich war, eine Menge Ringe mit glitzernden Glassteinen.

Die Wände der Kapelle waren dicht behängt mit Botivtafeln, Amuletten, wächsernen Gliedmaßen und Herzen, geschriebenen, gemalten und gestickten Dank-sagungen in Vers und Prosa unter Glas und Rahmen. Vor den wundertätigen Heiligen brannten aber auf einer Art Sammelleuchter mit vielen kleinen eisernen Spitzen eine Menge dünner kleiner Wachskerzen, die frommer Sinn opferte und immer durch neue ersetzte.

Bei den im Winter vielfach ungangbaren Wegen im Gebirge und bei der wahrhaft großen Entfernung, aus der manche Leute kamen, war das Verdienst einer solchen Wallfahrt zu Dreikönig um so höher anzuschlagen. Wenn die Weisen den Weg aus dem Morgenland nicht gescheut haben, so können auch wir über Bergrücken und Höhen klettern' und ihnen an Beharrlichkeit nach-eifern, dachte sich das Volk.

Zufällig war in diesem Jahre auch die Bitterung sehr günstig. Kalte, trockene, klare Wintertage. Der Schnee war festgefroren und knirschte unter den Füßen. Von den Abhängen benachbarter Täler gab es sogar eine prächtige Schlittenbahn. Etwas Kühnheit, ein guter Lenker des Schlittens und verlässliche Schneereifen gehörten freilich dazu, um solch eine Fahrt in die Tiefe zu wagen.

An den Wallfahrtstagen gab es auch einen vollkommenen Ablass zu erwerben. Die Menge drängte

sich daher von früh bis spät in die Kirche und zu den Beichtstühlen. Die drei Geistlichen des Ortes, ein Pfarrer, ein Hilfspriester und ein alter Fröhmesser, hätten diese Last niemals bewältigen können. In den strengsten Tagen war daher immer geistlicher Besuch im Widum. Manchmal stieg die Zahl der Geistlichen über ein Duzend.

Am unermüdblichsten war der alte Fröhmesser des Ortes, eine stämmige, ungebrochene Gestalt voll urwüchsiger Kraft und Frische. Er war bis vor einigen Jahren Gerichtspfarrer in Bozen gewesen und führte deshalb in der ganzen Gegend allgemein den Namen: „Der Galgenpater“. Ihm strömten am meisten Andächtige zu. Die Leute hatten die feste Überzeugung, daß der Galgenpater, der jahrelang nur mit Spitzbuben, Einbrechern und Mördern zu tun hatte, die ärgsten Brocken am besten verdauen könne.

Die Wallfahrtskirche machte hauptsächlich gegen Abend, wo der größte Andrang herrschte, einen buntbewegten malerischen Eindruck. Die vier Beichtstühle, die sich in der Kirche befanden, genügten natürlich bei weitem nicht den gestellten Anforderungen.

Man wußte sich aber auf sehr primitive Weise zu helfen. Etliche Kirchenbänke wurden bei solchen Gelegenheiten auf die Seite gerückt und in Beichtstühle verwandelt. Man grenzte in der Mitte derselben durch Bretter einen Raum für den Geistlichen ab, der sich zwischen den beiden Brettern in der Bank niederließ. In jedem Brett war ein rundes Loch herausgesägt, durch das die Beichte abgenommen wurde.

Es lag in dieser Maßregel eine geradezu rührende, nahezu apostolische Schlichtheit. Die Weihe des Ortes genügte. Keinem Menschen wäre es eingefallen, in diesem Notbehelf irgend etwas Verleghendes zu finden. Die Leute, die da kamen, waren ja abgehärtet durch Arbeit im täglichen Kampfe mit den Elementen, denen sie ihr Brot abrangen. Sie sahen daher das nur für selbstverständlich an, was vielleicht manchem verwöhnten Städter ein überlegenes Lächeln gekostet hätte.

Das ewige Licht flimmerte in der roten Ampel vor dem Hochaltar. An den einzelnen Beichtstühlen zitterten winzige Ölflämmchen. Sonst lag die ganze Kirche in Dunkelheit, aus der sich nur hie und da die Umrisse eines Knienden Menschen, der sich im Bereich einer der spärlichen Lichtquellen befand, abhoben.

Immer rückten auf den Bänken wieder neue Büßer nach und ersetzten diejenigen, die ihre Beichte bereits absolviert hatten. Es war ein eigentümlicher Anblick, wie für einen, der gerade im Beichtstuhl verschwand, aus der Dunkelheit plötzlich ein anderer auftauchte und dessen früheren Platz einnahm.

Man hatte ordentlich das Gefühl, daß die Kirche gesteckt voll sei, wenn auch nur da und dort ein Nüßpern oder Husten, ein tieferes Atmen oder Flüstern vernehmbar war.

Aus der Reihe der Absolvierten beim Stuhle des Galgenpaters erhob sich jetzt die kräftige Gestalt eines jüngeren Mannes. Er mochte etwa Mitte dreißig zählen. Er schlug ein großes Kreuz, beugte das Knie und drängte sich durch die Menge zum Hochaltar durch.

Dann nahm er seinen Weg hinter dem Altar herum und öffnete wie einer, der hier schon ganz ortskundig ist, eine kleine Brettertür. Er hielt einige Zeit die Hand vor die Augen, da ihn der Lichtschein, der ihm entgegenflutete, fast blendete.

Dann stieg er, die Türe wieder schließend, langsam die unter seinen schweren Tritten krachenden Holzstufen einer engen Wendeltreppe empor. Oben war ein enges Gemach ausgezimmert, in dem nur zwei Kirchenstühle Platz hatten. Diese standen vor einem kleinen Altar, der im hellsten Kerzenschimmer erglänzte. Bunte Ampeln waren um das wundertätige Madonnenbild angebracht, das nur an besonders hohen Festtagen seine verborgene Heimstätte verließ.

Das Bild stand mit dem Hochaltar der Kirche in unmittelbarer Verbindung. Eine einfache Drehvorrichtung ließ es hoch über dem Tabernakel in einem gegen den Gipfel des Altars eigens zu diesem Zwecke gefertigten Rahmen allen Gläubigen in der Wallfahrtskirche erscheinen. Für gewöhnlich schauten jedoch die milden Züge der Madonna und das blondlockige Christusknäblein nur die engen Wände des Verschlages hinter dem Hochaltar.

Als der Eintretende auf die letzte Stufe der Wendeltreppe gelangt war, hielt er einen Augenblick wie unwillkürlich inne. Die kleine Kammer war nicht leer. Auf dem vorderen der beiden Betstühle kniete ein junges Diandl, das die Kugeln des Rosenkranzes eifrig durch die Finger gleiten ließ. Die schweren dunkelbraunen Flechten trug sie in eine Art Haarkrone auf

268

dem Kopfe geordnet. Sie war im Sonntagsstaat. Ein verschnürtes Samtmieder, ein weiter faltiger Rock mit darüber anschließender hellblauer Seidenschürze kleideten sie ungemein vorteilhaft.

Das Diandl hatte, als sie die Schritte hörte, den Kopf etwas zurückgewandt, war aber gleich in die frühere Stellung einer unbeweglich Knienden verwandelt und fuhr eifrig fort, zu beten. Trotzdem hatte den Burschen aber ein Paar hellblitzender Augen fast vorwurfsvoll getroffen. Zugleich wußte er auch, daß das Diandl bildsauber war und zu denjenigen gehörte, auf deren Wangen die Farbe der Kirschenblüte und der roten Monatsrosen sich zu einem Liebreiz von Gesundheit, Schelmerei und jugendlicher Anmut vermischten. Ein Grüberl im Sinn hatte der scharfe Beobachter auch schon entdeckt.

Das war nun eigentlich gar nicht recht, daß er sich zu einer solchen Stunde so weltlichen Betrachtungen hingab. Es schien ihn auch zu reuen; denn er ließ sich ganz still in dem zweiten Stuhle nieder und zog ebenfalls seinen Rosenkranz aus der Tasche. Er war ja doch hierher gekommen, um seine Buße zu beten.

Es wollte aber nicht recht vorwärts mit seiner Andacht. Er mußte immer wieder eines der neckischen Haarringeln betrachten, die um den Nacken des vor ihm knienden Diandls spielten.

„Sakrisch sauber is sie!“ murmelte er vor sich hin.

Das Diandl schien die Äußerung verstanden zu haben. Plötzlich warf sie den Kopf trotzig zurück, er-

hob sich rasch und schritt gegen den Ausgang der Kammer zur Wendeltreppe. Der fremde Bursch aber war noch flinker und vertrat ihr mit ein paar Schritten den Weg.

Eine Art Übermut hatte ihn erfaßt. Das Diandl stand nun vor ihm und maß ihn vom Scheitel bis zu den Zehen, gerade nicht unfreundlich, eher spöttisch. Längere Zeit wurde zwischen den beiden kein Wort gesprochen. Zuletzt war es fast, als ob ein Lachen um den frischen Mund des Diandls zuckte. Sie ließ einen Augenblick eine Reihe schneeweißer Zähne sehen, wie Körner von jungem Maiskorn, das sich in der Milch befindet.

Endlich brach der Bursch das Schweigen.

„Hast fertig betet?“ fragte er. „Wird wohl koa große Buuß' g'wesen sein!“

„Das werd' i dir wohl zu allererst auf die Nasen binden!“ kam es neckisch zurückgeflogen, indem eine leichte Röte in ihrem Gesicht aufstieg.

„Fragen wird man wohl dürfen!“ meinte er, halb lachend.

„A Narr fragt viel, wann der Tag lang is!“ erwiderte sie. Dann atmete sie kurz auf und versuchte in ihre Stimme einen energischen Ausdruck zu legen: „Bist vielleicht ang'wachsen bei der Stiegen da heroben oder willst amal Platz machen!“

Einen Augenblick zuckte es ihm durch das Gehirn, zu sagen, daß er bei dem Schlagbaum Mautner sei und die Maut nur mit einem Bussel bezahlt werden könne. Er hatte aber nicht die Schneid' und

ärgerte sich gleichzeitig selbst im Innern, daß er gehorsam auf die Seite wich und dem Diandl den Weg frei gab.

Sie eilte an ihm vorüber. Einen Augenblick zögerte er, dann ging er eilig über die Wendeltreppe nach. Bei der kleinen Tür hatte er sie eingeholt, öffnete ihr dieselbe, und gleich darauf traten beide in das Dunkel der Kirche. Als wenn sich das von selbst verstünde, bahnte er dem Diandl den Weg durch die drängende Menge und gelangte so mit ihr gleichzeitig vor die Kirchthüre.

* * *

Das Diandl schien mit einem gewissen Entzücken die klare, reine Luft der Winternacht einzusaugen. Keine einzige Wolke stand am Himmel. Unzählige Sterne glänzten droben. Die mächtigen schneebedeckten Berge hoben sich in' gewaltigen Linien ab. Über einem der Gipfel tauchte gerade die Mondsichel empor. Schweigend lagen die Gräber auf dem Friedhof da. Nur daß manchmal ein Windzug mit den kleinen eisernen Türchen oder den Weihbrunnkesseln an den Kreuzen flirrte und ächzte.

Das Diandl wurde sich plötzlich wieder bewußt, daß sie nicht allein war. Sie raffte den weiten Rock zusammen und schritt über die Stufen, die vom Platz vor der Kirche in die Dorfgasse führten. Er schloß sich ihr an und ging neben ihr her.

„Bist von da dahoam, Diandl?“ fragte er.

„Du mußt heut' wirklich dein' neugierigen Tag haben!“ erwiderte sie.

„Das kannst mir ja sagen!“ meinte der Bursch.

„Wann i mag!“ kam es trozig von ihren Lippen. Dann lachte sie hell auf: „Naa! Zug'reist bin i! Und was ratest, woher? Vom Mond aber!“ Dabei wies sie nach der glänzenden Sichel. „Jetzt wirst wohl z'frieden sein!“

„Freilich!“ rief er, auf den Scherz eingehend. „Das is ja nachher a b'sondre Ehr' für mi, daß du überhaupt a Wort mit mir redest!“

„Wann i a andre Sprach' könnt'," fuhr sie fort, „tät' i schon chinesisch mit dir reden, damit du nix verstündest!“

„Das könnt' i vielleicht grad' versteh'n!“ lachte er.

„Weil du a Chineser bist. Gelt ja?“ faßte sie die Andeutung blißschnell auf.

„Leihst mir halt oan' von deine Zöpf', dann kann i mi für Geld sehen lassen!“

„Probier's amal so! Am End' zahlt dir wer aa so was. I aber nit!“

Unter diesen neckischen Reden und Gegenreden waren sie zum Dorfbrunnen gelangt. Eine dicke Eiskruste überkleidete den Trog und das Brunnenrohr. Nur der helle Wasserstrahl sprudelte lebendig, fast wie die Worte der beiden, die jetzt bei dem Brunnen stehen blieben.

Das Diandl bog sich zum Brunnenrohr nieder und trank gierig von dem eiskalten Wasser. Da kam ihrem Begleiter, der an der andern Seite des Brunnens stand, ein neuer, übermütiger Gedanke. Den wollte

er aber ausführen! Jetzt war er ja nicht mehr in der Kirche.

Blitzschnell neigte er sein Gesicht ebenfalls zu dem Rohr. Ehe es sich das Diandl versah, hatte es einen laut schallenden Schmatz auf den nassen kalten Lippen. Gleich darauf setzte es jedoch einen zweiten viel lauterem Schall ab. Das Diandl hatte sich erzürnt aufgerichtet, holte mit dem rechten Arm weit aus, und der Bursch fing eine derartige Watschen, wie er sich derselben aus den hitzigsten Zeiten ländlicher Kirchtage nicht erinnerte.

Ganz bestürzt taumelte er zurück. Ein Schwarm Lichter tanzte vor seinen Augen, und durch denselben hörte er die Stimme der Beleidigten: „Du Lecker, abscheulicher Mensch! Und so a alter Lackl aa no dazu!“

Als der Gemäßregelte wieder einen Ausblick über die Situation bekam, sah er, wie sich das Diandl zwei Weibern, die gerade an dem Brunnen vorbeigingen, anschloß. Die beiden schritten gewaltig aus. Es waren vierschrötige Gestalten, knochig und sehnig. Das Diandl, obwohl es auch von kräftigem Körperbau war, trippelte fast zwischen ihnen.

Jetzt legte sich dem Fremden eine Hand auf die Schulter. Er drehte sich jäh um. Das Gesicht eines Bekannten aus seiner Gemeinde schaute ihm entgegen.

„Da bist amal schön an'kommen, Schmied Lex!“ lachte der.

„Na, i dank'!“ seufzte der Lex auf. „Kennst du sie denn, Josl?“

Der Bigguler Josl, ein alter Knecht, lachte still in sich hinein: „Und ob i sie kenn'! Bist wohl no nie in die Gegend kommen, daß du die schöne Susi nit kennst. I geh' jetzt schon seit Jahr und Tag daher Kirchfahrten und hab' das Diandl schon ganz als a kleiner kennt, wie sie no kaum g'laufen is. Wird jetzt achtzehn Jahr' alt sein. Aber außerg'wachsen hat sie si damisch, das muß ihr der Neid lassen!“

„Wird wohl a reiche Bauerstochter sein,“ meinte der Lex, „daß sie so oben dran is?“

„Beileib' nit!“ entgegnete der andere. „Is a blutarmes Diandl. Amal wird's schon was erben. Die zwei alten Jungfern, mit denen sie gangen is, haben sie aufgezügelt. Gut, daß si di nit g'sehen haben, Lex, wie du dem Diandl a Bussel versetzt hast. I glaub', sie hätten di in Brunnentrog g'worfen und versaufen lassen wie an Katzen¹⁾).

„Dazu müßten do Leut' kommen!“ rief der Lex etwas unwirsch.

„Du, von dö zwei Mucken Gitschen²⁾ hat a jede a Kraft wie a ausg'wachsenes Mannsbild! Da könnt' i dir G'schichten erzählen davon. Aber jetzt muß i mi eilen! I muß no beichten geh'n!“ Damit verabschiedete sich der Bigguler Josl von dem Lex, der seinen Weg weiter fortsetzte.

1) Ratte. 2) Dirnen.

* * *

Sein Ziel war der Bärenwirt, wo er eine Bestellung hatte. Er ging recht langsam, der Lex, und blieb alle Bittfüruns wieder stehen. Das Diandl wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. So eine Schneidige hatte er noch nirgends getroffen. Und der Lex war doch schon ziemlich herumgekommen, hatte seine drei Jahre bei den Kaiserjägern gedient und dann die Dorfschmiede seines Vaters übernommen, wo er jetzt mit zwei Gesellen hauste. Seine Eltern waren bereits beide tot. Eine Schwester der Mutter führte die Wirtschafft.

Die hatte ihn eigentlich am meisten dazu beredet, er sollte heuer die Wallfahrt machen, schon ihretwegen. Das alte Weiblein litt zeitweise recht arg an der Gicht und konnte den sechzehnständigen beschwerlichen Weg unmöglich selbst mehr unternehmen. So hatte sich denn der Lex dazu entschlossen und versprach, sein Möglichstes zu tun, um in der himmlischen Kanzlei etwas auszuwirken.

Mit ihm waren noch mehrere aus seinem Heimatdorf Kirchfahrten gegangen, unter ihnen auch der reiche Mohrhofner Bauer, mit dem der Lex für heute abends die Bestellung beim Bärenwirt hatte. Der Bigguler Josl hatte den Führer über das zu dieser Jahreszeit sehr beschwerliche Joch gemacht. Dem Lex taten von dem harten Weg und dem stundenlangen Knien in der Kirche noch alle Sehnen an den Beinen weh. Und was war der ganze bisherige Erfolg der Wallfahrt gewesen: eine damische Watschen!

„Ah, was! Soll mir das Diandl am Buckl aufi-

steigen! Wegen einer werd' i mir Gedanken machen! Die Welt is koa Hennenstall! Diandeln gibt's g'nua! Beichten bin i g'wesen. Jetzt bin i halt g'firmt aa glei worden!" Dabei rieb er sich die noch immer brennende Backe und setzte seinen Weg eilig fort; denn plötzlich machte sich beim Ler das sehr irdische Gefühl von Hunger und Durst geltend.

Als er in das Vorhaus beim Bärenwirt trat, stellte er sich für eine Minute unter die Laterne, die an einer schweren eisernen Kette vom Überboden hing, zog einen kleinen Taschenspiegel heraus und betrachtete sich in demselben den „alten Lackl“. In der That hatte ihn diese Bezeichnung des Diandls noch tausendmal mehr gegiftet, als die Watschen. Und er gehörte doch noch zu den lebfrischesten Burschen im Dorf, die kein Hindernis scheuten, wenn es irgendeine Gaudi galt.

Der Ler gewann denn auch aus dem kleinen runden Spiegel, der nicht viel größer war, als ein Talerstück, und in dem er jede einzelne Partie seines Gesichtes gesondert betrachten mußte, die tröstliche Überzeugung, daß es mit ihm noch lange nicht Matthäi am Letzten sei. Das freute ihn so gewaltig, daß er am liebsten ein Trutzg'sangel und darauf noch einen langen Fodler losgelassen hätte.

Glücklicherweise erinnerte er sich noch rechtzeitig daran, was für ein heiliger Tag heute sei, trat still in die Wirtsstube und setzte sich an ein Klapptischchen bei dem grünen Kachelofen.

Er ließ seine Augen suchend in die Runde schweifen. Der Mohrhofer war noch nicht da. „Macht nix! S

kann ja warten!“ murmelte der Ler und schaffte sich eine Halbe Rotwein an.

Eine Viertelstunde später kam der Mohrhofer und setzte sich zum Ler. Sie hatten gerade einen recht netten, abgeschlossenen Winkel und brauchten keine Störung zu befürchten; denn an dem kleinen Tischchen hatte kein Dritter mehr Platz.

Der Mohrhofer war ein kurzatmiger, dicker Bauer, klein und untersezt, mit einem purpurroten Gesicht wie der Abendhimmel, wenn er Regenwetter anzeigt. Bart trug er keinen, während den Ler ein zu zwei haarscharfen Spitzen aufgewichster Schnurrbart zierte. Der Mohrhofer ließ sich schwerfällig und schnaufend auf seinem Stuhl nieder, zog ein großes blaues Sack-
tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Er schwitzte mitten im Winter. Dann holte er eine große birkenne Tabaksdose hervor, nahm eine gewaltige Prise, bot dem Ler eine an und stürzte ein Glas Wein hinunter.

„Ha? Was hast g'sagt?“ fragte er auf einmal.

„I hab' gar nix g'sagt!“ erwiderte der Ler auf die zerstreute Frage des Bauers. „Wo bist denn heut' mit deine Gedanken? Und was is denn nachher Wichtiges, was du mir mitzuteilen hast?“

Der Mohrhofer guckte ängstlich um sich. Sein Gesicht trug überhaupt einen zaghaften Ausdruck. Böse Mäuler wollten das mit seinem Weibe in Verbindung bringen, das vor nicht ganz einem Jahre die Himmelsleiter emporgestiegen war. Die Greath soll eine rechte Bisgurrn gewesen sein und ganz ausgiebig die

Hosen angehabt haben. Zu reden hatte, solange sie lebte, auf dem Hofe niemand als sie; am wenigsten aber der Bauer, der sich, wenn irgend etwas los war, scheu zu drücken pflegte wie ein Hund, dem man auf den Schweif getreten hat.

Seit dem Tode seiner besseren Hälfte, die ihm das Leben gewaltig sauer gemacht hatte, war der Mohrhofser sichtlich aufgetaut und hatte von Tag zu Tag mehr Kuraschi bekommen. Man sah ihn nun Sonntags auch im Wirtshaus einen Perlagger oder Laubbieter machen. Er mußte aber erst allmählig die Karten kennen lernen, so sehr hatte er alles, was Spiel hieß, in den fünfzehn Jahren seiner Ehe verlernt. Er hatte erst mit vierzig Jahren den gewagten Streich begangen und dabei offenbar das bekannte Schnapperl überhört — denn wie alle Welt weiß, werden wir Tiroler ja mit vierzig Jahren gescheut.

Jetzt war der Mohrhofser also schon tüchtig in den Fünfzigern. Kinder waren seiner Ehe keine entsprossen. So hauste der Bauer denn gegenwärtig mit dem Gesinde allein auf dem Hof und hatte seinen Dienstleuten in den letzten Monaten schon manchen Tanz aufgespielt.

Die Großdirn und der Altknecht, die hatten nämlich im Anfang gar nicht übel Miene gezeigt, die Zügel, die der gestrengen Hand der Mohrhofserin entsunken waren, für ihren Teil aufzunehmen und dem Bauer nach Gefallen Wist und Hott zuzuschreien. Der war aber nun lange genug der geduldige Karrengaul gewesen, wurde widerborstig und zuletzt grob und

drohte alles aus dem Haus zu werfen, was ihm nicht in den Kram passe.

Zu dem Schmied Lex hatte er schon längst ein großes Zutrauen gefaßt. Und der war ihm auch bei der Ordnung seines neuen Hauswesens vielfach behilflich gewesen.

Ehe der Mohrhofer noch auf eine Frage seines Genossen antworten konnte, traten zwei Geistliche in die Wirtsstube. Die Bauern rückten die Hütte vor den hochwürdigen Herren, und diese gingen in das Extrastüberl. Der eine war ein junger Kooperator aus der Nachbarschaft, der andere der Galgenpater.

Ein sichtlicher Seufzer der Erleichterung hob die breite Brust des Mohrhofer Bauern, als die beiden Hochwürdigen unter der Tür des Extrastüberls verschwunden waren.

„Mögst es nit meinen, daß er dir so die Leviten lesen könnt!“ sagte der Bauer vor sich hin.

„Von wem redest denn?“ fragte der Lex.

„Von wem anderen, als vom Pater Chrisosti, vom Galgenpater!“

„Bist aa bei ihm beichten gangen?“

„Pft! Nit so laut!“ tuschelte der Mohrhofer.

„Und aber kapitelst hat er di?“ fragte der Schmied mit unterdrückter Stimme.

„Und wie!“ bekräftigte der Bauer und nahm zur Stärkung einen gewaltigen Schluck aus seinem Weinglas. „G'schwigt hab' i dir, daß loa trockener Faden mehr an mein' Leib war!“

„Du machst aa heut' a G'sicht wie a Pfann' voll kranker Leufel!“ bemerkte der Lex.

„Jehsas! Marand! Josef! I bitt' di, red' mir nit vom Teufel!“ flehte der Mohrhofer und sah ganz entsetzt hinter seinen Stuhl.

„Ja, was is denn mit dir los?“ ließ sich jetzt der Lex mitleidig vernehmen. „Bist vielleicht gar nit absolviert worden?“

„Das schon!“ beteuerte der Bauer. „Aber alles hat's braucht. Und hoch und heilig hab' i's versprechen müssen —“

„Was denn?“

„Du wirst's schon hören. Das is nit so leicht g'sagt, wie Weizen droschen. Aber i hab' jetzt wenigstens a ruhigeres G'wissen. I bin ja eh' nur deswegen daher kommen, um alles in Ordnung zu bringen. Mein Gott, man tut ja, was man kann. Aber i bitt' di gar schön, red' mir nimmer vom Teufel! Meinetwegen von sonst allem!“

„Ja, das is ja a ganz unheimliche G'schicht!“ sagte der Lex. „Hast vielleicht gar amal oan' um'bracht?“

Der Mohrhofer fuhr in seinem Stuhl in die Höhe und bekreuzigte sich: „Wie kannst denn nur so was denken, Lex!“ rief er mit erstickter Stimme.

„Ja, z'weg'n was hast denn nachher so a Höllenangst? G'stohlen wirst wohl aa nix haben — und Grenzstein' versetzt aa nit? Weißt, das is eine der z'widrigsten G'schichten. Wer an Markstein versetzt, der muß das saubere G'schäft dann in alle Ewigkeit als G'spenst forttreiben!“

„Lex, i bitt' di, hör' auf mit dem gotteslästerlichen Reden!“ flehte der Bauer.

„Dann ruck' halt mit der Sprach' außer!“ ermutigte ihn der andere. „Wann i dir helfen kann —“

„Freilich kannst du's!“ versicherte jener eilig und rückte ganz nahe zum Ler hinzu. Die folgende Unterhaltung wurde fast im Flüsterton geführt. „Schau', Ler,“ begann der Mohrhofser, „i bin halt aa amal jünger g'wesen. Und da is man grad' nit alleweil auf der vernünftigsten Seiten.“

„Aha!“ lachte der Schmied halblaut. „Geht's aus dem Loch?“

„Ja, woher weißt du denn, was i sagen will?“ fragte der Bauer beklommen.

„Das kann i mir do jetzt an den fünf Fingern aberzählen, daß es si um a ledig's Kind handelt!“ meinte der Schmied.

„I bitt' di, nit so laut, Ler! Du hast es erraten. I weiß nit, du siehst aa an Menschen bis aufs erste Kindsmuas in sein' Magen eini!“

„Das wird man wohl sehen müssen, wenn amal so a großer Brocken im Magen liegt!“ scherzte der Schmied.

„I bitt' di, Ler, mach' keine Dummheiten! Die G'schicht' hat mir die ganzen achtzehn Jahr' Koa Ruab' lassen. Denk' dir nur, wenn meine Alte davon erfahren hätt'!“

„Also achtzehn Jahr' is das Kind alt!“ meinte der Ler.

„Ja, woher weißt denn das schon wieder?“ fragte der Bauer verwundert.

„Du hast es ja selber g'sagt! Mir scheint, du hast

heut' narrische Schwämm' g'fressen, daß du selber nit weißt, was du einbekennst! Und was ist's denn, a Bua oder a Diandl?"

„A Diandl!“ versicherte der Mohrhofner. „Es is gut aufg'hoben, wenn i 's aa nimmer g'sehen hab', seitdem 's auf die Welt kommen is. Aber i hab' schon g'sorgt dafür und heimlich Geld g'schickt. Schau', aber es laßt mir früher koa Ruah, bevor i das Diandl nit zu mir g'nommen hab' auf mein' Hof, wo sie von Rechts wegen hing'hört. Die Mutter is bald g'storben. Mein Weib is jetzt aa nimmer. Ich bin allein auf mein' Hof. Warum soll i mir nit auf die alten Tag' das einzige, was i no auf der Welt von eigenem hab', auf mein Gut setzen, damit 's mir wirtschaften hilft. Zu was soll denn das Diandl bei fremden Leuten herumflugeln, wann 's no an Vater hat auf der Welt!“

Der Mohrhofner hatte wieder sein Sacktuch hervorgezogen, nahm eine ungeheure Prise, schnaubte und wischte sich dann die hellen Tränen aus den Augen. Dabei war ziemlich viel Schnupftabaß mit hinein geraten, und es zogen sich nun über seine Wangen einige dunkelbraune Furchen.

Den Ler schien die Erzählung des Bauern sichtlich zu rühren. Er schlug dem Mohrhofner auf das Knie und meinte anerkennend: „Recht hast! Das war amal a brave Red', und es wird dir sicherlich Segen bringen, wenn du das Diandl zu dir nimmst!“

„Ja, ja,“ schluckte der Mohrhofner. „Das is leichter g'sagt, als getan. Wenn man so nach achtzehn Jahren als a wildfremder Mensch daherkommt —“

„Einmal muß es sein!“ ermutigte der Schmied Lex. „Wenn's schon nit früher g'wesen is, dann is es jetzt aa no früh genug. Zu an guten Christenwerk hat die Uhr alleweil g'schlagen! Is das Diandl da im Dorf?“

„Jetzt fragst du wieder g'scheit! Zu was wär' i denn sonst herkommen? Aber das is halt das Kreuz, daß mi die Leut', wo sie aufgezogen worden is, gar nit kennen. Und sie sollen höllisch z'nichte Weiberleut' sein. Weißt, und vor der Gattung hab' i Spundus. Die Mucken Gitschen heißt man sie.“

Der Lex sprang empor und schlug auf den Tisch, daß die Gläser nur so aufsprangen. Sich völlig vergessend, rief er: „Dann is ja die schöne Susi —“

Im selben Augenblick hatte sich aber der Mohrhofer mit krampfhafter Anstrengung an ihm aufgerichtet und preßte ihm verzweifelt die Hand auf den Mund. „Bist narrisch worden?“ flüsterte er.

Der Ruf des Lex war gehört worden. Ein Bursch an einem der benachbarten Tische lachte und sang das Schnadahüpfel herüber:

„Ja, das is die schön' Susi,
Dö oan 's Maul schön anhängt,
Dö, wann s' eini kommt in Himmel,
Den ganzen Himmel aufsi sprengt!“

Der Mohrhofer saß da, ein Bild des Jammers. Auch dem Lex wurde es wegen seiner unbedachten Äußerung schwül. Aber schließlich wußte ja doch niemand, um was sich's handelte. Und die Aufmerksamkeit lenkte sich auch gleich darauf wieder von den beiden am Klapptischchen ab.

Der Mohrhofer schnappte noch immer mühsam nach Luft. Endlich brachte er die ernsthafteste Frage hervor: „Du, Lex, jetzt muß i di do im Vertrauen fragen, ob du heut' gültig absolviert worden bist?“

„Ja, warum denn nit?“ fragte der Lex. „I hab' keine ledigen Kinder zu beichten g'habt!“

„Aber mit dem Leibhaftigen mußt im Bund sein, daß du gar alles weißt!“

„Das is der reine Zufall. Ubrigens muß i dir aufrichtig sagen, Mohrhofer, daß die schöne Susi dir gar nit im mindesten gleichsieht!“

Über das Gesicht des Bauern zuckte es, fast als wenn er beleidigt wäre. Er beherrschte sich aber gleich wieder und fragte: „Hast du sie g'sehen, die Susi?“

„Und ob i sie g'sehen hab'! G'redet hab' i aa damit!“

„Und?“

„Ja, a saubers Diandl is's, a bildsaubers Diandl, und hübsch schlagfertig!“

„Das trifft si ja prächtig!“ sagte der Bauer erfreut. „Da gibt si der G'fallen, den du mir tun mußt, ganz von selber. Horch' nur! I hab' nämlich schon vor mehr als zwei Wochen an die Mucken Gitschen g'schrieben, daß i vor Dreikönig kommen werd'!“

„Da haben sie wohl a große Freud' darüber g'habt?“ meinte der Lex.

„Woher denn!“ sprach der Mohrhofer. „Weißt, was sie mir z'ruckg'schrieben haben? Es wär' ihnen recht, wenn i komm', aber meine Knochen möcht' i mir zuerst numerieren, damit i sie wieder z'sammen find'. — Hast schon so was amal g'hört!“

„Es wird nit so arg g'meint sein, Mohrhofer!“ beruhigte der Lex den Aufgeregten.

„Du, über die Mucken Gitschen hab' i dir g'nua g'hört!“ versicherte der Bauer ängstlich. „Dö sein alles imstand'!“

„Du wirst di do vor zwei Weibsleuten nit fürchten!“

„I fürcht' mi schon vor a halbeten!“ bekannte der Mohrhofer aufrichtig. „Schau', Lex, vergolden ließ' i di und in a silberne Rahm' einfassen, wann du für mi zuerst den Gang machen tätest und die ganze G'schicht' g'scheut einfadeln tätest, so quasi vorbereiten . . .“

„Ja, meinst du denn, i hab' so quasi keine Knochen?“ erwiderte der Schmied.

„Du hast viel mehr Schneid' zu so was. Und dann geht di ja die ganze G'schicht' gar nix an. Du bist ja nur der Vermittler und sollst mir den Weg machen, damit i dann nit an gar zu harten Stand hab'. Den G'fallen mußt du mir schon tun, Lex! I vergiß dir's meiner Lebtag nit! Du wirst denen zwei alten Raffelscheitern schon den Kopf zurechtsetzen. I verlass' mi ganz auf di!“

„Das is freilich das leichteste!“ brummte der Lex.

„Schau', es kommt ja nimmer vor, daß i mit so a Bitt' di drangsalier'!“ fuhr der Mohrhofer zu flehen fort. „Mach' den Gang für mi! Es soll di g'wiß nit reuen!“

Der Lex erwiderte gar nichts, zog seinen alten, schmierigen Tabaksbeutel unter dem Hosenniemen hervor, stopfte sich seine kurze Reggelpfeife von neuem

voll, zündete an und paffte geraume Zeit dicke Wolken vor sich hin.

Der Mohrhofer störte ihn mit keinem Wort mehr. Er kannte den Schmied Lex bereits so genau, um zu wissen, daß dieser sich in seinem Überlegungsstadium befinde, und daß da durch ein Wort zu viel eher etwas verdorben als besser gemacht werden könne. Um so gespannter hingen jedoch die Augen des Bauern an den Mienen des Lex.

Endlich erklärte dieser: „Meinetwegen! Aber das sag' i dir, es is das erste und 's letzte Mal. Schließlich, auf'm Kraut fressen werden mi dö zwei alten Trümmer aa nit! . . . Und a zarte Behandlung bin i bei der Familie von allem Anfang nit gewöhnt!“ setzte er halblaut für sich hinzu.

„Also abg'macht?“ fragte der Mohrhofer hoch erfreut.

„Abg'macht!“ schlug der Lex in seine Rechte.

„Kellnerin, a Maß Magdalener!“ rief der Bauer.

Gleich darauf stand der prächtige Wein auf dem Tisch, und der Mohrhofer stieß heitern Gemütes mit dem Lex auf ein glückliches Gelingen der heikeln Sendung an.

* * *

Der nächste Tag war der Tag vor Dreikönig. Ein herrlicher Wintermorgen lag über der Erde. Die ersten Strahlen der Sonne fielen in das Thal. In wunderbarer Klarheit zeichneten sich die Kanten und Zacken der Gebirge von dem lichten Firmament ab. Der

286

Schnee, der hart gefroren war, glitzerte in einem Meer von unzähligen Kristallen. Ein frischer Firnwind hatte sich erhoben, der dem Wanderer beißend um das Gesicht strich und in Nase und Ohren jenes unheimliche Gefühl erzeugte, das sich am besten dem Stechen mit feinen glühenden Nadeln vergleichen läßt.

Von dem Turm der Wallfahrtskirche schwebten feierliche Glockenklänge durch die Luft. Man läutete soeben zur Wandlung. Dann tönte wieder das Brausen der Orgel aus der Kirche. Endlich war das Hochamt zu Ende, und die Menge strömte auf den Platz vor der Kirche.

Der Schmied Lex und der Mohrhofser befanden sich auch darunter.

„Hast sie heut' nit g'sehen unter die Leut'?“ fragte der Mohrhofser.

„I hab' mir völlig die Augen ausguckt!“ erwiderte der Lex. „Aber es war koo Mensch nit zu sehen. Sie müssen alle drei in der Frühmess' g'wesen sein.“

Dann gingen die beiden zum Bärenwirt, tranken mitsammen eine Maß Magdalener und aßen verschiedene Paare halbgelichter Würsteln dazu. Das sei eine gute Mischung, meinte der Mohrhofser, und werde das Herz am ausgiebigsten anbinden, damit es eine ordentliche Schneid' aufzuweisen habe bei dem schwierigen Gang.

Nachdem die Maßflasche noch halbvoll nachgefüllt und auch diesem Reste der Garaus gemacht worden war, machte sich der Lex auf den Weg. Der Mohrhofser gab ihm bis vor die Tür des Bärenwirtes das

Geleite. Dann erklärte er, in die Stube gehen zu wollen, da er mit noch einer Halben Magdalener sein Herz anbinden müsse, damit es in der ängstlichen Erwartung des Kommenden nicht gar zu wahnsinnige Sprünge mache.

Der Ler brummte etwas Unverständliches in seinen Schnurrbart, wischte ihn ordentlich auf und schritt dann rüstig seines Weges fürbaß.

Das kleine Gut der Mucken Gitschen war fast eine halbe Stunde außerhalb des Dorfes an einer sachten Anhöhe nahe beim Wald gelegen. Der Botschafter hatte daher Zeit, sich eine Ansprache zu überlegen, und wie er wohl die Sache am Klügsten einfädeln würde.

Dabei ging ihm die schöne Susi nicht aus dem Kopf. Er hatte das Bild des Diandls fortwährend vor sich, wie sie in der Muttergotteskammer kniete, dann mit ihm durch die Dorfgasse schritt und am Brunnen ihren Durst löschte. Am meisten dachte er wohl an das Bussel, das er dem Diandl gestohlen. Und wenn er daran dachte, dann ärgerte ihn auch die Watschen nicht mehr. „So a sakrisch guat's Bussel is zehn Watschen wert!“ lachte er still in sich hinein.

Eigentlich war ihm der Gang, den er für den Mohrhofer unternahm, gar nicht so unangenehm. Hatte er dadurch ja eine prächtige Ausrede, das Diandl heimzusuchen. Kreuzvergnügt pfiß der Ler vor sich hin, da er außer die Gemarkung des Dorfes gelangt war und nun am Waldrand das Häusl entdeckt hatte, das man ihm als die Behausung der Mucken Gitschen bezeichnete.

In einem kleinen Vorgartel vor dem mit einem etwas windschiefen Dach gedeckten Hause lag der Schnee hoch auf den Beeten wie eine Sammlung von lauter weißen Polstern. Dazwischen guckte da und dort noch das Ende eines Stabes hervor, das eine bunte Glasfugel trug, die einzige Erinnerung, daß da zur besseren Jahreszeit allerlei das Herz Erfreuendes gezogen wurde.

Der Lex trat in den engen Vorflur des Hauses und wäre bei einem Haar allerlängs auf den Boden g'schnellt. Die Steinfliesen des Flures hatten sich's nämlich ganz nach ihrem Belieben bequem gemacht. Da stand eine Platte scharfkantig empor, dort war eine gänzlich aus den Fugen gewichen, hier wieder eine große Grube. Kurz, man mußte ortskundig sein, um sich auf diesen gefährlichen Boden zurechtzufinden.

Kohlrabensfinster war es auch dazu, als wenn der Teufel mit einem Kaminkehrer gerauft hätte. So tappte der Lex denn aufs Geratewohl vorwärts und polterte zuletzt gegen eine Tür, deren Klinke er zu fassen bekam. Er drückte rasch darauf und befand sich in einer geräumigen, rauchgeschwärzten Küche.

Die Mucken Gitschen waren beide daheim. Die Moidl schnitt Knödelbrot für zu Mittag, und die Seps löffelte aus einer riesigen braunen Schüssel ihren Kaffee. Die beiden sahen sich kaum nach dem Eintretenden um. Auf dem Lande ist's ja nicht üblich, daß man lange anklopft oder nach dem Begehre fragt. Wenn einer kommt und ist's auch ein Fremder, wird

er wohl selber das Maul aufbringen und sagen, was er will.

„Da werd' i wohl recht sein!“ meinte der Lex, die Tür hinter sich schließend. „Is nit da die schöne Susi daheim?“

„Mit dö überflüssigen Reden kannst draußen bleiben!“ fuhr die Moidl zornig auf. „Die Susi is nit schiach und nit schöner, als a andere aa! Natürlich, ös Sakraments-Mannederleut' seid's glei mit so süße schöne Wörteln bei der Hand. Man weiß schon, warum! Bagaschi übereinander!“

„Das fangt schon lieb an!“ dachte sich der Lex und zog sich unwillkürlich einen Schritt vor der das Brotmesser wie ein Schlachtschwert schwingenden Mucken Moidl zurück. „Wer wird denn in a heiligen Zeit so fluchen und sakramentieren!“ wagte er endlich bescheiden einzutenden.

„Das is G'wissenssach!“ rief die Seph, den letzten Schluck von ihrem Kaffee schlürfend. „Oder bist du vielleicht der Pfarrer, daß du da predigen willst!“

Der Lex überhörte die Frage und meinte: „Ja, is die Susi nachher nit daheim?“

„Naa, die is nit daheim!“ kam es energisch zurück. „Die is bei der Widumhäuserin und hilft heut' für die hochwürdigen Herren Kochen, wann's di schon gar so wundert!“

„So?“ meinte der Lex. „Nachher is es aa guat!“

„Wird wohl guat sein müssen!“ fuhr ihn die Moidl an.

Auf diese Weise kam er nicht zum Ziel. Das sah
290

der Lex von Minute zu Minute mehr ein. Er nahm daher einen raschen Anlauf und beschloß, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Zuvor warf er noch einen mißtrauischen Blick auf die riesenhaften Gestalten der beiden alten Jungfern. Da war alles Knochen, so eckig und grob, daß man daran hätte Hüte aufhängen können wie an einem Ständer.

Ehe der Lex aber Zeit fand, zu beginnen, herrschte ihn schon wieder die Moidl an: „Was stehst denn da, wie a ang'malter Türkl! Weißt, Spassetteln gib'ts bei uns keine . . . und die schöne Susi laß dir nur nit lang im Kopf umgehen, wann du nit willst, daß wir dir Füß' machen!“ Die Moidl begleitete ihre Äußerung mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde nach der Thür.

„Käm' ja bald jeden Tag so a Kerl daher, der si nach dem Diandl erkundigt!“ belferte die Seph. „Aber wir fahren schon aus mit dö Mannederleut!“

„Aber horcht's do amal!“ rief der Lex, dem schon der Schweiß auf die Stirne trat. „I bin ja mit ganz redlichen Absichten da aufer kommen!“

„Die redlichen Absichten kennen wir!“ schallte es zurück. „Jetzt geh' nimmer lang umanand, wie die Rah' um an heißen Brei! Sag', was du haben willst!“

Der Lex setzte sich auf die Küchenbank neben das Wasserschaff. Es begann ihm allmählig schwül zu werden, und er verwünschte im Innern den Mohrhofer, die schöne Susi, die Wallfahrt, alles miteinander. Da standen die zwei Mücken Gitschen vor ihm, die sehnigen Arme in die Hüften gestemmt. „In Gottesnamen!“ dachte der Lex.

„Wollt's mi jetzt a Minuten lang reden lassen?“ fragte er.

„Ja! Außer mit der Sprach!“ antwortete die Moidl. „Daß du nix Gutes im Schild führst, das kennen wir dir eh' schon am G'sicht an. Schaust ja aus wie der linke Schächer!“

Der Lex schluckte die Schmeichelei hinunter und nahm einen neuerlichen Anlauf: „Ihr müßt vor a paar Tag' an Brief kriegt haben wegen der Susi, von ihrem Vater, der si um das Kind annehmen will. Und da bin i halt kommen — da hab' i halt denkt — da hab' i halt zum voraus reden wollen, weil —“

Dem Lex verschlug es die Stimme. Wer sollte da auch nicht die Kuraschi verlieren. Unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, standen die zwei Mucken Gitschen vor ihm und starrten ihn wütend an.

„So!“ kam es jetzt vom Mund der Moidl, und gleichzeitig fühlte sich der Lex von der Seph bei der Schulter gepackt.

„Du bist also der saubere Patron!“

„Annehmen will er si jetzt ums Kind!“ rief die Seph.

„Hast dir's lang g'nug überlegt!“ die Moidl.

„Deinetwegen hätt' sie sterben und verderben können!“

„Dann is gut reden und den Scheinheiligen spielen!“

„Und das hast du dir so leicht denkt!“

„Hast vielleicht denkt, wir rutschen grad' so vor dir auf die Knie, weil du amal die Gnad' hast!“

„Da hast di g'schnitten!“

„Du Rabenbratel du!“

„Du Galgenstrick!“

„Du linker Schächer!“

„Du Karfreitagsjud!“

So hagelte es in einem unermesslichen Wortschwall auf den armen Lex hernieder, der nach Luft schnappte wie ein Fisch auf dem Trocknen, und kein Wort der Erwiderung finden konnte. Und jetzt fauste es von rechts und links auf ihn hernieder. Da „a Watschen“ und dort „a Watschen“.

Der Lex glaubte, sein letztes Ende sei gekommen. In der Verwirrung stürzte er mit dem Kopf in das neben ihm stehende Basserschaff, pustete und sprudelte darin eine Weile herum, raffte sich dann wieder auf und erhob sich mühsam von der Bank.

Seine Haare troffen, und die Augen hatte er voll Wasser. Aber er hätte trotzdem nichts gesehen. In seinem Kopf hämmerte es wie in einer Schmiede. Die ganze Küche tanzte vor ihm wie verrückt.

Als der Lex gleich darauf doch etwas zu sich kam, packte ihn eine unbändige Wut. Er stieß einen Schrei aus wie ein verwundeter Stier und wollte sich auf seine Peinigerinnen losstürzen, fand sich aber noch immer nicht zurecht. „Himmelblauer Höllteufel!“ schrie er. „Bin denn i in das verdammte Nest herkommen, daß i nix krieg' als oa Watschen nach der andern!“

Das war der einzige logische Schluß, dessen er im Moment fähig war. Gleichzeitig dämmerte auch die

unklare Erkenntnis in ihm auf, daß gegen die Praxen der Mucken Gitschen die Hand der Susi eine wahre Wohltat war. „Von so was könnt' ja a Mensch hin sein!“ rief er und ließ sich wieder auf der Wasserbank nieder.

Die Mucken Gitschen schien ihr derbes Auftreten doch etwas zu reuen; denn die Moidl ließ sich mit etwas milderer Stimme vernehmen: „Das schadet dir nix. I bring' dir später a Glas Enzian. Der wird di schon auskurieren!“

„I pfeif' auf dein' Enzian!“ rief der Lex ingrimig und hielt sich mit beiden Händen an der Bank; denn es schwindelte ihn noch immer, als ob er auf einem Kirchturm säße.

Die Mucken Gitschen waren im Grunde herzensgut. Es schien sie jetzt fast eine Art Mitleid mit dem Mißhandelten zu erfassen.

„Berdient hast es!“ meinte die Seph. „Dö zwei Watschen sein dir gut g'schrieben. Dafür brauchst hundert Jahr' weniger im Fegfeuer zu braten!“

Der Lex begann allmählig seine fünf Sinne wieder zu sammeln und rief aufgebracht: „Ja, ihr zwei behandelt's mi ja grad' so, als wann i an der ganzen G'schicht' schuld wär'! Was kann denn i dafür!“

„So, du kannst nix dafür!“ brauste die Moidl auf. „Wer denn nachher! No amal tust so a dalkete Red' . . . und bei alle Heiligen, du fangst no eine!“

„Das wirst bleiben lassen!“ sagte der Lex und griff zur Abwehr nach dem Wasserschaff.

Die Seph schlug wieder einen friedlicheren Ton an:

„Wenn du jetzt schon wegen der Susi herkommen bist, zu was denn no lang streiten! Ableugnen wirst es wohl nit wollen. Zu was wärst denn sonst kommen! Und du brauchst di nit zu schamen mit dem Diandl. Sie is di Bravste weit und breit. Und sauber is sie aa daher g'wachsen. Man muß a Freud' haben, wenn man sie nur anschaut!“

Wenn die Mucken Gitschen auf die Susi zu sprechen kamen, dann schien sich ihr ganzes Wesen zu verändern. Ein Schimmer von Zärtlichkeit tauchte in ihnen auf, den man gar nicht für möglich gehalten hätte.

Aber in dem Schmied Lex tauchte auch eine Erkenntnis auf, die ihn ganz starr machte. Die beiden Mucken Gitschen glaubten offenbar — — also darum die Watschen! Der Lex beschloß in seinem Innern, sie an die richtige Adresse, den Mohrhofer, mit Zinsen heimzuzahlen. Da hatte er sich eine schöne Suppe eingebrockt.

Einen Augenblick wollte der Lex aufspringen und alles enthüllen. Aber wenn sie ihn nicht zu Wort kommen ließen! War ja früher, als er nur eine Einwendung dagegen wagte, die Lage gleich wieder kritisch geworden. Also still sein, mochte da kommen, was wollte. Denn noch zwei solche Handgreiflichkeiten, und er konnte sich übermorgen begraben lassen. Das fühlte der Lex nur zu deutlich.

Gleichzeitig juckte es ihn aber auch gewaltig, die ihm aufgezwungene Rolle weiter zu spielen. Er wollte einmal still halten. Die Sache würde sich dann schon von selbst aufklären. Hoffentlich würde er wenigstens

durch einen kleinen Lux entschädigt. Und wenn die Mücken Gitschen dann irgendwie wieder bedrohlich würden, dann würde er sich schon rechtzeitig aus dem Staub machen, dachte sich der Lex.

Die Moidl und die Seph hatten aber inzwischen ihre Feiertagsgesichter aufgesetzt und schienen ganz ungänglich geworden zu sein.

„Du mußt aber schon frühzeitig g'nua a arger Hallodri g'wesen sein!“ begann die Moidl. „Du kannst ja no nit viel über vierzig Jahr' alt sein!“

„Lät' mi schön bedanken!“ brummte der Lex für sich und dachte unwillkürlich an den „alten Lackl“. Laut beeilte er sich aber zu versichern: „Freilich! Freilich!“

„Wo hast denn dann das Diandl kennen g'lernt?“ fragte die Seph.

„Das Diandl? Gestern in der Kirchen!“ sagte der Lex.

„Lass' nur deine dummen Witz' bleiben!“ fuhr die Moidl empor.

„Welches Diandl?“ fragte der Lex konfus, der natürlich nur an die schöne Susi gedacht hatte.

„Na, die Mutter!“

„Ja, so!“ beeilte sich der Lex, dem plötzlich wieder eine ganze Kerzenfabrik in seinem Hirnkasten aufging. „Das Diandl, im Stubaital natürlich. Da war sie bei an Bauern als Melkdirn!“ log er in das Blaue hinein.

Die Mücken Gitschen waren damit zufrieden, forschten nicht weiter und luden ihn ein, mit ihnen in die Stube zu kommen.

Da drinnen war es recht gemütlich. Die Moidl brachte ihm eine Flasche voll Enzian. Der Lex setzte sich in den Herrgottswinkel, während die beiden Dirnen in der Küche zum Rechten sahen. Auf Mittag müsse der Lex dableiben.

* * *

Jetzt saß der Lex allein in der Stube. Der Kopf brummte ihm zwar noch gewaltig; aber mit der Wirkung des Enzian hatte die Moidl vollkommen recht gehabt. Es wurde von Minute zu Minute besser; und zuletzt war ihm sogar ganz behaglich.

Die klare Winter Sonne schien zu den kleinen Fenstern der Stube herein und malte allerlei tanzende Figuren auf den frisch geschauerten Boden. Der gemauerte Kachelofen strahlte eine angenehme Wärme aus. Auf den Fenstern standen etliche Büschelstöcke¹⁾. Dazwischen lag Strickzeug und allerlei Kram.

Als der Lex dem Enzian fleißig zugesprochen hatte, fühlte er auf einmal das Bedürfnis, sich auf der Ofenbank hinzustrecken und von seinen neuesten Erlebnissen auszurasen. Er schob sich den kleinen hölzernen Schemel unter den Kopf und schnarchte bald darauf wie eine Brettersäge.

Dem Lex träumte gerade, daß er in den Himmel gekommen sei und am Himmelstor gleichfalls vom Petrus mit einer ausgiebigen Watschen beschenkt ward, als er durch den kräftigen Ruf: „Hoi!

¹⁾ Blumenstöcke.

Mensch, 's Essen steht auf'm Tisch!" aus dem Schlaf aufgeweckt wurde.

Er rieb sich die Augen und mußte geraume Zeit überlegen, wo er eigentlich sei. Endlich wurde es ihm klar, er setzte sich mit einem ganz vergnügten Gesicht auf der Ofenbank zurecht und sah nach dem Tisch, wo eine riesige Schüssel mit delikatem Speckknödeln dampfte.

„Mach' di zum Essen, sonst wird's kalt!" ermunterte ihn die Mucken Moidl vollends. Er setzte sich breitspurig an den Tisch, als ob er da von jeher daheim gewesen wäre. Das Gebet wurde gesprochen, und der Lex hieb ein wie ein Duzend Drescher. Zu kochen verstanden die Mucken Gitschen. Das mußte man ihnen lassen.

Tischgespräche gibt es unter den Bauern nicht sonderlich lebhaft; denn da hat jeder eifrig mit sich selbst zu tun. Es ging daher zwischen den beiden Mucken Gitschen und dem Schmied Lex recht schweigsam zu.

Nach den Knödeln gab es noch eine tüchtige Schüssel voll Topfenbaunzen¹⁾ mit saurer Milch. Der Lex ließ es sich schmecken, wischte seinen Löffel am Tischtuch ab und steckte ihn an einen der kleinen Lederriemen, die zu diesem Zweck an der Wand der gestäfelten Stube befestigt waren.

Als alle drei das Amen des Dankgebetes gesprochen hatten, meinte die Seph, zum Lex gewendet: „Ja,

¹⁾ Mehlspeise aus Topfen.

jetzt wirst nachher schon mit dem Diandl, der Susi, selber reden müssen!“

„Wegen was denn?“ fragte der Lex im ersten Augenblick wie geistesabwesend, besann sich aber gleich und fügte schnell hinzu: „Freilich muß i mit dem Diandl selber reden. Is sie denn schon daheim?“

„Sie is grad' vor a halben Stund' kommen!“ erwiderte die Moidl. „Sie weiß schon um die ganze Sach'! Wir haben mit ihr die G'schicht' schon beredet, wie dein Brief kommen is.“

„Warum is die schöne Susi denn nachher nit zum Essen kommen?“ fragte der Lex, der sich im Geist seiner Rolle ganz wohl und selten gut aufgelegt fühlte.

„Sie hat si halt g'schamt und is glei auf ihre Kammer auffi. Aber wir werden sie dir jetzt schon schicken!“ erklärte die Mucken Moidl.

„Is gut!“ sagte der Lex mit voller Würde. „I will mi mit dem Diandl schon aussprechen.“

Die Mucken Gitschen räumten das Eßzeug ab und ließen den Lex wieder allein in der Stube. Der schritt mit langen Schritten auf und ab. Ob es der besseren Verdauung wegen geschah oder um sich die nötige Stimmung zu dem zu holen, was da die nächsten Minuten bringen sollten, darüber war er sich selbst nicht im Klaren. Unwillkürlich nahm er aus dem irdenen Krügel neben der Stubentür einen Weihbrunn, besprengte sich damit und setzte seine Wanderschaft von der Tür zum Fenster und umgekehrt fort.

* * *

Da hörte der Lex plötzlich die Türe gehen. Er drehte sich um. Durch einen engen Spalt der Tür schob sich die Susi herein. Sie sah ihn nicht an. Das Diandl blieb an der Türe stehen und zupfte sichtlich verlegen an seinen Schürzenbändern.

Endlich sah sie auf. Ein leiser Schrei entfloß ihr. Dem Lex begann die ganze Geschichte schon wieder unheimlich zu werden. Er wünschte sich nach allen Himmelsgegenden. Dann fühlte er wieder die Blicke des Diandls auf sich ruhen. Die schöne Susi war purpurrot geworden. Er sah, wie sie sich mit den Zähnen die Lippen fast blutig biß.

Auf einmal gab es der anmutigen Gestalt einen Ruck. Mit ein paar eiligen Schritten stand sie plötzlich vor ihm. Heller Zorn funkelte aus ihren Augen. Sie hatte die Fäuste geballt. Der Lex wich zurück; denn die die Erfahrung hatte ihn klug gemacht.

„Und i will nit! Und i mag nit! I scham' mi!“ kam es plötzlich mit tränenerstickter Stimme von den Lippen des Mädchens. Dann folgte ein heftiger Ausbruch. Sie deckte die Schürze vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen.

Der Lex wußte jetzt schon gar nicht mehr, was er anfangen sollte.

„Ja, was hast denn, Susi?“ fragte er und suchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„I will nit fort! Und i will nit mit dir gehen! Und i lass' mi nit mitnehmen!“ rief das Diandl und stampfte auf den Boden.

„Wer sagt denn was vom Mitnehmen?“ beschwichtigte sie der Lex.

„Du nimmst mi nit fort von da?“ fragte die Susi ängstlich.

„Fallt mir gar nit ein!“ versicherte der Lex aufs Geratewohl.

„I danl' dir tausendmal! Du bist a guter Mensch!“ jubelte das Diandl. Im nächsten Augenblick fiel sie ihm um den Hals, und er spürte einen kräftigen Kuß auf seinen Lippen. Er wollte die Susi an sich ziehen und die Prozedur wiederholen. Das Diandl wand sich aber eilig aus seinen Armen los.

„Weißt, i hab' so viel Furcht g'habt!“ sagte sie, die Tränen aus den Augen wischend.

Der Lex machte sich im stillen schon gewaltige Vorwürfe, daß er mit dem Diandl sein Spiel treibe. Und was würde wohl der Mohrhofer dazu sagen? „Ach was, der Mohrhofer!“ dachte er aber gleich darauf. Was hatte der ihn auch zu solchen Botschaften auszuersuchen. Er, der Lex, würde wohl rechtzeitig wieder aus der Patsch¹⁾ kommen. Dem Diandl wollte er aber wahrhaft keine einzige unruhige Minute mehr bereiten.

„Weißt, Susi,“ meinte er, „die G'schicht' wird no ganz a gutes End' nehmen. Brauchst gar koa Furcht nit z'haben. Setzt reden wir aber von was anderm!“

„Ja, reden wir von was anderm!“ rief das Diandl hocheufreut und setzte sich neben ihn an den Tisch.

„Wie hast dir denn so dein künftiges Leben zurecht-

1) Klemme.

g'legt?" fragte der Lex, indem er die Hand des Diandls drückte.

„Mein Gott,“ erwiderte die Susi, „wenn i hoo Heimat hätt, wär' aa nit das schlimmste, in an Dienst zu gehen.“

„Das beste aber aa grad' nit!“ warf der Lex ein.

„D,“ meinte das Diandl. „Unsereins is gar nit so verachtet, wie du meinst. A Dienstbot is zum Nutzen im Haus. Und er kann ruhig ins Brot schneiden, weil er si's verdient hat. Und wenn i z' Mittag die Suppen in die Stuben trag' und sein grad' mehr Leut' im Haus, im Sommer die Mahder¹⁾, dann weichen sie alle rechts und links vor mir aus!“

„Damit sie nit ang'schüttet werden!“ ergänzte der Lex heiter.

„Das hast erraten!“ lachte das Diandl. „Und in der Kirchen, da ruckt alles in die Bank eini. Schau', schau', heißt's, das is ja die Susi. Und alle machen sie mir gern Platz!“

„Wirst dir schon an Respekt zu verschaffen wissen!“ meinte der Lex und dachte dabei an seine gestrige erste Begegnung mit dem Diandl.

Die Susi schien seine Gedanken zu erraten und wurde plötzlich wieder verlegen.

Der Lex leitete aber gleich über: „Ja, ja, mit dem Dienen is es ganz a schöne Sach', solange man no jung is und seine g'sunden Glieder beisammen hat. Wann man aber amal alt wird und bockstarr, dann is es halt a Kreuz auf Gottes Erdboden!“

¹⁾ Mäher.

„Was dir erst nach vielen Jahren passieren kann, das soll di nit grämen!“ entschied die Susi.

„Bei dir ist's ja nit so g'fährlich!“ neckte sie der Lex. „Mit deinem sauberen G'sichtel wirst bald a gute Heirat finden. Dann bist ja prächtig versorgt!“

„I heirat' meiner Lebtag nit!“ rief das Diandl energisch aus. „Oder willst du mi vielleicht dazu zwingen? I will nit! Und i mag nit!“ Dabei war sie schon wieder dem Weinen nahe.

„Aber, wer sagt denn was vom Zwingen, Susi! Was werd' denn i dir zu schaffen haben!“ versicherte der Lex, der sich in seiner Rolle gar nicht mehr zurecht-fand. „Aber der einschichtige Stand hat halt aa sein Elend. Da wüßt' i dir manches Liedl darüber z' singen.“

„Kannst du singen aa?“ fragte das Diandl, das plötzlich wieder ganz heiter geworden war.

„Warum denn nit! A richtiger Mensch muß alles können, bis aufs Gras-wachsen-hören. So weit hab' i 's no nie gebracht. Soll aber Leut' geben, dö das aa verstehen.“

„Weißt was,“ meinte die schöne Susi eifrig, „du mußt mir was singen. Das hör' i für mein Leben gern. I hol' dir a Zither. I kann selber a bissel Zither spielen. Und wenn i abends mit der Moidl und der Seph allein in der Stuben hoß, dann spiel' i öfters was auf, damit uns die Zeit nit lang wird. Aber du wirst es schon besser verstehen.“

Damit war das Diandl an einen Wandschrank gegangen und hatte eine Zither auf den Tisch geholt. Mit

dem Schraubenschlüssel stimmte sie selbst die Saiten.
„Bitt' schön! Bitt' schön!“ faltete sie die Hände.

„Wer könnt' denn dem Teufele was abschlagen!“
brummte der Lex halblaut vor sich hin und schlug
einen Akkord an: „Was willst nachher hören? Was
Lustiges oder was Trauriges?“

„So durch die Mitten durch. Nit ganz lustig und
nit ganz traurig!“ entschied das Diandl.

„Also sing' i dir halt do das Lied vom einschich-
tigen Stand!“

Die Suji wollte noch etwas dagegen einwenden,
aber schon präluodierte der Lex die Melodie und sang
mit einer kräftigen, wohl lautenden Stimme . . .

Mei' Freundschaft is g'storben,
Mei' Verwandtschaft begrab'n,
Und die fremden Leut' mög'n
Halt nix mit oan hab'n.
Mi grüast niam'd, mi pfüat niam'd,
Wo i bin oder geh',
Es freut niam'd, es verdrießt niam'd,
Is mir wohl oder weh.

Mi lobt niam'd, mi schilt niam'd,
Geh't's krumm oder g'rad',
Komm' i nüchtern oder rauschig hoam,
Früh oder spat! —
Koa G'segens Gott, koa Helf' Gott,
Wann i is oder nieß',
Und koa Schlaf' g'sund, wann i umfall',
Meine Augerln zuschließ'.

Koa Hahn kraht mir nach
Und koa Hund bellt mi a.
Ja, wann i koan Schatten würf',
I wär' gar nit da!

Drum sag' i und b'haupt' i,
Auf der Welt die größt' Pein
Für Buab'n und für Diandln
Is 's Danschichtigsein!

Wann i amal sterben sollt'
Und a Heiliger sollt' wer'n,
Nachher klag' i's den Engerln
Und unserm liab'n Herrn;
Und lass' nit ab z' bitten,
Daß sie geb'n an Befehl,
Es sollt' no oane mit mir geh'n,
So a freundliche Seel'!

Dö mi weckt, dö mi pflegt,
Dö mi pfüat, dö mi grüaßt,
Dö mir's Leb'n in der Ewigkeit
Verkürzt und versüaßt —
Wann i drob'n wie herunter
Allweil oanschichtig geh',
Lieber z'reiß' i mi selber
Und mach' aus oan zwö!

Der Lex hatte neben dem Zitherspiel zu seinem Lied noch den Takt mit den Füßen getreten, und das Diandl trat unwillkürlich auch mit; so war es bei der Sache. Jetzt ließ der Sänger noch einen laut schallenden Fodler hören, legte eine Hand über die vibrierenden Saiten und schaute still vor sich hin, als ob er sich etwas überlegen wollte.

„Brav hast es g'macht!“ rief das Diandl begeistert und Flatschte in die Hände.

„Jetzt weißt es, wie es b'stellt is mit dem einschichtigen Stand!“ neckte sie der Lex. „Drum schau' dir frühzeitig um an Mann. Heut' hättest du grad'

die beste Gelegenheit, um zu erfragen, wer amal dein Mann wird.“

„Wieso denn?“ fragte das Diandl.

„Ja, weißt du denn nit, daß in so heiligen Nächten, wie in der heutigen vor Dreikönig, das Vieh im Stall miteinander redet und auf alles Red' und Antwort gibt, was du 's fragst?“ entgegnete der Lex mit einem heiligen Ernst.

„Das wird wohl a Aberglauben sein!“ wandte das Diandl halb zweifelnd ein.

„Koa Spur von an Aberglauben!“ versicherte der Lex eifrig. „Das is a alte G'schicht'. Dö hab' i schon von vielen Leuten erzählen g'hört. Und i hab's selber schon amal probiert.“

„Du hast's selber schon probiert?“ Der Susi lief ein Gruseln über den Rücken, und sie rückte ängstlich näher an den Lex. „Das ist ja fast gar nit möglich!“

„Und ob's möglich is! I hätt' aa gern g'wußt, wer amal mein Weib wird. Da hat a alter Dchs auferbrüllt, i sollt' mi heimgeigen lassen. I sei viel zu dumm für a Weib. I hab' an Leibschaden im Hirn. Für mi sei keine g'wachsen. Aber vielleicht geht's der schönen Susi besser. Mit an saubern Diandl wird wohl 's Vieh aa höflicher und umgänglicher sein, als mit so an alten Lackl, wie unsereins einer is!“

Die Susi war purpurrot geworden, als er ihr den alten Lackl unter die Nase rieb. Sie sprang plötzlich auf und rief erregt: „Und i will nit heiraten! I mag nit! I will kwan' Mann! I bin das unglück-

seligste G'schöpf auf der Welt, weil . . . weil . . .“
Wieder erstickte ein Tränenstrom ihre Stimme.

Der Lex ergriff sie beim Arm. Sie riß sich aber los und rannte, laut weinend, bei der Thür hinaus. Noch hörte er sie sagen: „I will nit! I bin das unglücklichste G'schöpf!“

* * *

Der Lex stand eine geraume Weile ganz geistesabwesend mitten in der Stube und mochte gerade nicht ein Gesicht zum Abkonterfeien machen. Möglich schlug er sich selbst gegen die Stirn und beglückte sich mit der schmeichelhaften Wendung: „Lex, du bist der allergrößte Stoanesel, der in unserm Herrgott sein' Stall existiert! A größerer is no nirgends g'funden worden! Kannst dir was einbilden auf die Ehr'!“

Nach diesem Selbstgespräch wanderte er wieder mit wuchtigen Schritten durch die Stube. In seinem Kopf ging es zu wie in einer Dorfschmiede. Mit einer gewissen Wucht schwang der Lex den Hammer und schlug die widerstrebenden Gedanken zurecht. Endlich gelangte er zu dem Schluß, daß er sich unmöglich täuschen könne. Ein altes Schnadahüpfel lautet:

Daß i das Diandl liab',
Das is koa Zweifel,
Aber ob sie mi mag,
Das is der Teufel!“

Diesen Bierzeiler hatte sich der Lex seit gestern des öfters wiederholt. Er drückte so ungefähr seine ganze Stimmung aus. Daß er in die schöne Susi ganz ver-

brannt gewesen gleich vom ersten Augenblick an, da er sie vor der Mutter Gottes Kniend gefunden, darüber bestand bei dem Schmied Lex kein Zweifel mehr.

Die Watschen und der „alte Lackl“ hatten ihm allerdings eine derbe Abkühlung bereitet. Aber jetzt war das alles wieder gut. Jetzt wußte er es, daß das Diandl auch ihn gern habe. Anders konnte er sich ihr Benehmen nicht mehr erklären. Warum sollte sie denn sonst das unglücklichste Geschöpf auf der Welt sein wollen!

Der Lex schloß seine Gedankenreihe mit einem lauten Suchezer und sprang wie ein verrückt gewordener Heuschreck in der Stube auf und ab. „Suche! Dö oder Koane!“ rief er das eine über das andere Mal. „Pass' auf, Mohrhofen, das hättest du aa nit vermutet, daß du dein Diandl so bald an den Mann bringst und daß aus der Wallfahrt a Brautschau werden tät'!“

In dem Herzen des ehrlichen Schmiedes jubilierte es, als wenn dort auf einmal ein ganzes Lerchennest ausgekommen wäre. Draußen glänzte die Sonne über der Winterlandschaft. Am liebsten wäre der Lex, wie er war, geradewegs durchs Fenster gesprungen und dann ein Stück weit geflogen bis auf den nächsten Berggipfel, um sich da droben in der klaren Winterluft einmal ordentlich ausjodeln zu können.

„Mir scheint, es is ganz prächtig gungen?“ ließ sich da die Stimme der Mucken Moidl vernehmen, die, ohne vom Lex bemerkt zu werden, in die Stube getreten war.

„Guat is's 'gangen, nix is g'schehen!“ rief der Lex,

mit den Fingern schnalzend, und machte einen Luftsprung, daß er mit dem Kopf an die niedere Stubendecke stieß. „Schad't nix!“ meinte er. „Das is jetzt die vierte Watschen! I vertrag' schon no a paar!“

„Du bist ja ganz aus'm Häusl, Mohrhofer!“ sagte die Moidl.

„Was, Mohrhofer?“ fragte der Lex, der aus der Rolle gefallen war.

„Mir scheint, du hast dir 's Hirn verrenkt, daß du nit amal mehr dein' Namen weißt!“ lachte die Moidl.

„Ja so,“ erinnerte sich jetzt der Lex. „Hast schon recht!“ Dabei flog aber doch ein kleiner Schatten über seine Heiterkeit.

„Es muß oan' do leichter sein, wenn so a schwerer Mühlstein vom Herzen is!“ meinte die Mucken Moidl teilnehmend.

„Und ob oan' leichter is!“ versicherte der Lex aus voller Seele und dachte sich das Seinige dabei.

„Es is a G'sellschaft draußen in' der Kuchel!“ sagte die Moidl. „Dö sagen, sie kennen di guat!“

„Mur einer lassen!“ rief der Lex. „Heut' könnt' i die ganze Welt umarmen!“

Die Dirn ging in die Kuchel, um zum Kaffee zu schauen. Gleich darauf betraten zwei verdächtige Gestalten die Stube.

Es waren zwei schon bald im ganzen Land bekannte Bagabunden, die sich von Thal zu Thal redlich durchfochten. Der Bader Franzl war einmal ganz geschickt gewesen in seinem Beruf. Fürs Vieh noch mehr als

für die Leut', sagte man. Dann hatte er sich total ver-
soffen. Ähnlich war es dem Himmelschuster gegangen,
der übrigens aus der Gegend selber war und in einem
hochgelegenen Bergneß gehaust hatte, von dem schon
die gerade Straße in den Himmel führte, wenn man
die an die steilen Wände hingeklebten Häuser von unten
betrachtete. Daher trug er auch seinen Namen.

„Bitt' um Verzeihung,“ sagte der Himmelschuster
eintretend, „wenn wir stören! Der Mohrhofser ent-
schuldige unsere gefällige Kleinigkeit!“

„Ja, das is ja gar nit der Mohrhofser, das is der
Schmied Lex!“ sagte der Bader Franzl und riß Augen
und Maul zu gleicher Zeit auf.

„Ob du stad bist oder nit!“ rief der Lex. „Da bin
i für die nächste Zeit no der Mohrhofser! Verstanden,
und nix weiter g'fragt! Und wem's nit recht is, der
soll's nur sagen! Dann dreh' i ihm's G'nack um!“

„Gist' di nit, Lex!“ beschwichtigte ihn der Himmel-
schuster. „Du bist der Mohrhofser. Wirst schon wissen,
warum. Und wir ratschen nix aus! Da kannst di drauf
verlassen, wie aufs Evangeli. Zwei freie deutsche
Männer, wie wir zwei, haben auch a Ehr' im Leib!“
Dabei schlug sich der Himmelschuster auf die Brust,
daß es dröhnte. „Au weh!“ meinte er aber gleich
darauf, „jezt hätt' i bald meine Schnapsflaschen zer-
schlagen!“

„Du hast lang guat reden von der Freiheit!“ höhnte
ihn der Bader Franzl. „Bist ja erst vor a Wochen
aus 'm Gemeindefotter ausg'lassen worden!“

„Und du hättest schon längst gern g'heiratet, wenn

du vor lauter Einsperren dazu'kommen wärst!" gab der Himmelschuster zurück.

„S glaub' halt alleweil," lachte der Lex, „daß in der Höll' drunten das Türschloß 'brochen is und daß ihr zwei bei der schönen Gelegenheit auskommen seid. A Hadernsammler kann enk aa verloren haben!"

„Das is leicht möglich!" bestätigte der Bader Franzl aufrichtig.

„Wie kommt's denn daher in dö Gegend?" fragte der Lex.

„Auf die Füß'!" rief der Himmelschuster. „Ubrigens sind wir gerade auch von einer kleineren Landpartie zurückgekommen und sehen deshalb etwas zurückgekommen aus. Wir haben schon nobligere Touristen g'sehen, für dö a Haderlump was 'geben hätt' aufs G'ratewohl, ohne zuerst die Fexen zu wägen!"

„Ja, und wie geht's dir denn, Himmelschuster?"

„Mir geht's jetzt ganz gut!" meinte der Bagabund, sich in die Brust werfend. „Vor an halben Jahr hab' i freilich meine Knochen bettelt, sie sollten mir den Leib no zusammenhalten. Die berühmtesten Ärzte und Professoren hatten mich bereits aufgegeben — und von dort an ist's mir wieder besser gangen!"

„Und dein' Kameraden?"

„Dem ist's in die Nerven g'fahren!" antwortete der Himmelschuster für den Franzl. „Früher hat dir der Nerven g'habt wie Strick'! Aber da haben sie ihn, wie sie ihn mitten im Winter zur Lauf' tragen haben, verloren und zwei Stunden lang im Schnee nimmer an'troffen. Davon hat er si halt no nie recht erholen können."

So ging es noch eine Weile in dem bekannten Bagabundenjargon fort, der bäurische und städtische Elemente vermischt in sich trägt und überall irgend etwas aufgabelt, wo eine Heß' los ist.

„Weißt,“ meinte endlich der Bader Franzl, „vom Reden allein wird man nit selig. I spür' schon wieder so a Sdigkeit und Blödigkeit im Magen. Wie wär's denn, wenn der Lex, der Mohrhofner will i sagen, was aufwixen tät!“

Der Lex ließ sich denn auch nicht lange betteln und holte die halb geleerte Enzianflasche vom Fensterbalken, der die beiden durstigen Seelen in wenigen Minuten den Garaus machten. Dann ging der Lex in die Kuchel und brachte neue Herzkstärkung.

„Später wandern wir dann zum Bärenwirt!“ tröstete er die beiden, als der Schnaps wieder auf die Reige zu gehen begann.

„Weißt, warum wir eigentlich in dö Gegend kommen sein?“ fragte der Bader Franzl geheimnisvoll den Lex.

„Dös könntest ihm do schon am linken Ohr waschel ansehen, daß er dem Herodes sein Weib is!“ tat der Himmelschuster den orakelhaften Ausspruch.

Der Lex erriet gleich, was der alte Bagabund sagen wollte.

„Aha, ös wollt's wohl 's Dreikönigspiel auführen!“

„Freilich! freilich!“ bestätigte der Franzl. „Das tragt alleweil hübsch a Geld. Da gehen wir von Haus zu Haus. Wir sein heut' beim Galgenpater g'wesen

um Erlaubnis fragen. Der hat nix dagegen. A paar alte Weiberschürz' und rote Unterröck' haben wir auch schon beisammen zur bessern Ausstattung. Der Bärenwirt leiht uns a Klampfen¹⁾ und der Mesner die Sammelbüchsen. Das Sternlicht hat der Himmelschuster aus a alten Stallatern' ganz prächtig z'samm-g'stellt. Er macht den grausamen Herodes, und i mach' sein böses Weib. Es fehlt si also weiter nix, als no zwei Könige aus'm Morgenland. Den dritten haben wir schon, den Waldhauser²⁾. Den macht der Bigguler Josl. Und daß du vielleicht oan' von dö zwei andern übernimmst, täten wir schön bitten!" meinte der Franzl zum Lex gewendet.

„Abg'macht!" schlug dieser vergnügt ein. „I mach' den Melcher!"

„Das is g'scheit von dir, Lex!" rief der Himmelschuster begeistert aus. „Jetzt fehlt uns no der Mohrenkönig. Für den is alleweil am härtesten einer aufzutreiben, obwohl er am wenigsten zu reden hat. Für den Herodes sein Knecht, der auch no gut zu dem Spiel passet, haben wir schon so halb und halb a Zusag' vom Nachtwachter Hiasl. Aber der Mohrenkönig, der Mohrenkönig!" meinte der Bagabund und wiegte bedächtig sein Haupt, das schon von einer mächtigen Glase bedeckt war.

„Weißt was!" rief der Lex aus, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß. „Der Mohrhofer muß den Mohrenkönig machen! An Mohren hat er eh' in

1) Guitarre. 2) Balthasar.

seinem Namen; da paßt er am allerbesten zu dem G'schäft!“

„Der wird dir was pfeifen auf dös G'schäft!“ wendete der Himmelschuster ein. „Der is ja, seit ihn sein Weib nimmer sekert, so stolz wie a Floh am Teller!“

„Das lass' nur meine Sorg' sein!“ erwiderte der Lex. „Er muß, und damit Basta!“

Bald darauf brach der Lex mit den zwei Bagabunden auf, um beim Bärenwirt noch einiges des Guten zu tun. Den beiden Mucken Gitschen sagte er, daß er jetzt unbedingt etwas an die Luft müsse; denn die ganze Geschichte habe ihn viel zu viel aufg'riegelt und angegriffen. Am Abend würde er schon wieder vorsprechen. Und sie sollten ihm einstweilen die schöne Susi grüßen.

* * *

Als sie zum Bärenwirt kamen — es war schon ziemlich spät am Nachmittag — saß der Mohrhofer mutterselenein im Extrastübel und hatte eine volle Flasche Magdalener vor sich stehen.

Der Lex bedeutete dem Franzl und seinem Kameraden, sie möchten nur in der Wirtsstube bleiben, er werde inzwischen mit dem Mohrhofer schon das Nötige ausmachen. Gleichzeitig bestellte er bei der Kellnerin für die beiden Landstreicher eine Maß Wein, Speck und Brot.

„Aber fein an roten Speck!“ rief der Franzl dem dienstbaren Geist nach. „I vertrag' loa Fetten nit!“

Und wann schon amal ang'schafft wird, will i's haben, wie's meinem Magen paßt! Verstanden!"

Der Mohrhofner hatte während des ganzen Tages dem köstlichen Magdalener des Bärenwirtes eifrig genug zugesprochen. Zum Teil schmeckte ihm der Tropfen wahrhaft vortrefflich, und zum Teil wollte er auch seine Angst und Verzweiflung hinunterschwemmen.

Als der Lex sich zu ihm setzte, sah der Bauer vor lauter „naß futtern“¹⁾ schon alle Erzengel im Himmel; und der Lex mußte ihm einige ausgiebige Rippenstöße versetzen, bevor der Mohrhofner zu einem vernünftigen Diskurs zu haben war.

„Wie is es denn nachher gungen? Hast alles gut ausg'richtet?“ lallte er mit gebrochener Stimme.

Der Lex hielt es für überflüssig, den Bauer noch des weiteren über den Erfolg seiner Mission aufzuklären, und meinte nur: „Es is alles in Ordnung. Aber für a andersmal suchst dir an andern Lappen zu so was!“

„Es wird nimmer vorkommen!“ beteuerte der Mohrhofner und schenkte seinem Freund ein Glas Wein ein. „Da trink', Lex, du wirst es nötig haben. Das Weindl bringt einen auf die hintern Füß'. Du glaubst gar nit, was das für a Wirkung hat. Gestern hab' i schon glaubt, der höllische Schürmeister hat mi beim Kragen. Und heut', i sag' dir's, Lex, heut' is mir so federleicht, daß i glei als a Engel in Himmel fliegen könnt'!“

1) trinken.

„Solche Engeln könnten sie droben grad no brauchen!“ brummte der Lex. Dann rückte er mit seinem Plan heraus, daß der Mohrhofer heute den Mohrenkönig machen müsse. Der war gleich dabei und erklärte sich vollkommen einverstanden damit. Heute sei es ihm ganz gleichgültig, was mit ihm noch geschehe. Er mache Könige und Patriarchen und Propheten, alles in einem.

Als der Bauer noch eine Halbe Magdalener anschaffen wollte, legte der Lex ein energisches Verbot ein. Jetzt sei es genug, meinte er. Als Mohrenkönig brauchte er zwar nicht sonderlich viel Verstand zu haben, aber „a bissel beim Zeug“ mußte er denn doch sein; denn sonst müßten sich die andern beiden Könige mit ihm schämen.

Da der Wein ausgetrunken war, torfelte der Mohrhofer mit dem Lex in die Wirtsstube, wo er von den beiden Bagabunden mit einem donnernden Hoch empfangen wurde. Dann gab der Lex den zweien einen Wink, und sie gingen miteinander in den Hof des Bärenwirthes.

Dort wurde der Mohrhofer mit dem Kopf von dem Lex und den beiden Bagabunden unter das Brunnenrohr gehalten, obwohl er ausschlug wie ein wildes Roß, und erhielt eine kalte Dusche.

Das schien ihm ersichtlich wohl zu bekommen und ihn soweit ernüchtert zu haben, daß der Lex großmütig entschied, jetzt wollten sie alle vier mitsammen noch eine Maß Magdalener trinken. Dem Himmelschuster und dem Bader Franzl müsse der Mohrhofer aber

jedem ein Kalbsbrat'l zahlen. Dann sollten allmählig die Vorbereitungen zu dem Umzug der heiligen drei Könige getroffen werden.

* * *

Als es dunkel geworden war, schlich der Schmied Lex allein zum Gute der Mucken Gitschen am Waldrand hinauf, vorsichtig und spähend, als wenn er etwas gestohlen hätte.

In der Stube brannte Licht. Der Lex sah heimlich zu den Fenstern hinein. Da saßen die beiden Diruen am Spinnrad und waren emsig beschäftigt, das Rad zu drehen und das dünne Garn durch die unermüdlichen Finger gleiten zu lassen. Die schöne Susi war nicht in der Stube. Ein zufriedenes Lachen glitt über das Gesicht des Lex.

Dann drückte er sich um das Haus und öffnete das große zweiflügelige Thor, das in den Lennen führte. Der weite Raum sah jetzt bei Nacht fast abenteuerlich aus. An einer der hölzernen Wände hing eine mit starkem Drahtgeflecht umsponnene runde Laterne, in der ein karglicher „Olfunsen“¹⁾ brannte — kaum daß man die zunächst gelegenen Gegenstände genau unterscheiden konnte.

Eine Dreschmaschine ältester Konstruktion machte sich breit, daneben Getreidesiebe, Schaufeln und Schubkarren. An den Wänden hingen zerstreut Dchfengeschirr

¹⁾ Olocht.

und allerlei andere Ackergerätschaften. Auch ein paar lederne Feuereimer hatten hier ihren Platz gefunden.

Der Lennen stand durch einige Futterlöcher, welche in die darunter gelegenen Viehkrippen führten, mit dem Stalle in Verbindung. Durch diese Löcher brauchte man dann einfach die einzelnen Bündel Heu zu schieben. Ein kleiner Heustock war neben den Futterlöchern gelagert. Die übrigen Heuvorräte befanden sich auf dem Dachboden des Lennen, zu dem eine steile Leiter emporführte.

Der Lex horchte eine Zeitlang gespannt. Kein Laut ließ sich vernehmen, als manchmal ein dumpfes Muehen des Viehes im Stall oder das Rasseln einer Kette. Da unterschied auf einmal das feine Ohr des Lauschers das Geräusch von sich nahenden leichten Tritten.

Mit der Geschwindigkeit eines Eichelhägers war der Lex die Leiter zum Lennboden emporgeklettert und warf sich dort ins Heu, den Kopf vorsichtig über die Lucke hinausstreckend und den Atem einhaltend.

Jetzt öffnete sich eine schmale Thür, die von der gegenüberliegenden Seitenwand des Lennen in das Haus führte. Die Susi erschien in dem engen Rahmen der Thür. Der Lex erkannte sie deutlich, da gerade der Schein der Laterne auf das Diandl fiel. Und wenn es stockdunkel gewesen wäre, der Lex hätte sie am Schritt erkannt.

Die Susi hielt einen Augenblick inne und drückte die Hand auf die Brust, mehrmals tief und wie beklommen Atem schöpfend. Dann schien sie einen ge-

waltsamen Entschluß gefaßt zu haben, klinkte die Thür geräuschlos hinter sich zu und eilte die paar Stufen, die von derselben in den Tennen führten, hurtig hinunter.

„Also do!“ murmelte der Lex auf dem Dachboden, der über die Absicht des Diandls nicht mehr lange im Zweifel war. „Was koa Heid' nit glaubt, das glauben die Weiber!“

Die Susi hatte sich vor einem der Futterlöcher niedergekniet und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit in den Stall hinunter. Sie war dem Lex offenbar auf den Leim gegangen und wollte in der heiligen Dreikönigsnacht das Vieh reden hören. Das schien aber gerade eine Pause der Überlegung zu machen. Kein Ton ließ sich vernehmen.

„Schier unheimlich ist's!“ murmelte das Diandl halbblaut vor sich hin. „Wenn's nur schon vorüber wär! I glaub' alleweil, es passiert mir was! Ah was! I wag's! — Hab' i wohl mein g'weihetes Amuletzel bei mir?“ Dabei griff die Susi unter den Brustlaß und versicherte sich von dem Vorhandensein des Kleinods. Das schien ihr eine besondere Stärke und Willenskraft zu verleihen. „Jetzt kann mir nix mehr g'schehen!“ meinte sie zu sich selbst in überzeugtem Tone. „Blas! Scheckate“¹⁾! rief sie durch das Futterloch in den Stall hinunter. „Die Susi is da und möcht' enk was fragen!“

Ein tiefes Muß ließ sich von unten herauf hören.

¹⁾ Viehnamen.

Das Diandl fuhr höchlich erschrocken empor. „Jessas!“ rief sie. „Es hat si schon was g'mahrt¹⁾!“

Dann neigte sie sich wieder über das Futterloch und fragte mit einem Herzklopfen, daß es ihr fast das Nieder sprengte: „Sagt's, wie heißt denn amal mein Mann?“

Da drang es dumpf und schauerlich an ihr Ohr: „Schmied Lex heißt amal dein Mann!“ Darauf folgte ein langgedehntes „Muuuh!“ das der Schalk auf dem Heuboden so natürlich nachzuahmen wußte, daß selbst das Vieh im Stall getäuscht wurde und nun seinerseits ein begrüßendes Brüllen hören ließ.

Die Susi war aufgesprungen. Sie wurde bald bleich, bald rot. Es schwindelte ihr vor den Augen. Am liebsten hätte sie laut um Hilfe geschrien. Sie brachte aber vor Schrecken keinen Ton aus der Kehle. Auch davonlaufen konnte sie nicht; denn ihre Füße waren wie festgenagelt am Boden.

Der Schrecken sollte gleich darauf maßlosem Staunen weichen. Vom Dachboden scholl ein lautes Lachen. Der Lex konnte sich nicht länger bemeistern.

Da stieg dem Diandl doch die plötzliche Erkenntnis auf, daß es hier mit ganz natürlichen Dingen zugehe. Es eilte zur Laterne, riß sie vom Haken und leuchtete nach der Richtung, woher das Lachen gekommen war.

Der Lex kletterte aber schon die Leiter herunter. Im nächsten Augenblick stand er mit einem weit ausholenden Sprung neben dem Diandl und faßte sie um die

¹⁾ gemeldet.

Mitte. Die Susi war noch ganz willenlos und ließ es ruhig geschehen.

„Das is do gut,“ lachte der Lex noch immer, „daß uns zwei die Küh' zusammenbringen müssen!“

Das Diandl wand sich los und wollte schon mit der Laterne gegen den Lex ausholen, als dieser ihr in den Arm fiel. „Hollah, das Licht lass' nur brennen!“

„Das is abscheulich, einen so zu erschrecken!“ zürnte die Susi, indem die Aufregung der letzten Minuten noch in ihrer Stimme zitterte.

„I hab's ja g'wußt, daß du kommen wirst!“ entgegnete der Schmied. „Ihr Weibslaut' seid's ja alle gleich neugierig.“

„Was willst denn eigentlich da?“ fragte das Diandl.

„Gar nix,“ entgegnete der Lex ruhig, „als daß du mi gern hast und mein Weib wirst!“

„Dein Weib?“ rief die Susi. „Das is gar nit schön von dir, daß du mi zu allem aa no foppest! I bin eh' das unglücklichste G'schöpf auf der Welt, weil — weil —“

„Weil du mi gern hast!“ jubelte der Lex. „Sag's nur außer! Und jetzt muß das G'spiel a End' nehmen! Hör' mi an, Susi!“

„I will nit! I muß mi ja schamen vor dir!“

„Oder i vor dir, weil i di an einzigen Augenblick im Zweifel lassen hab'. Aber die Mücken Bitschen haben mi ja ordentlich gedrilst zu der ganzen Vaterschaft!“

„Und?“

„Is ja koa wahres Wort dran!“

„Is das wahr?“ fragte das Diandl aufatmend.

„Wahr, wie 's Amen im Gebet. I hab' ja nur an Auftrag auszurichten g'habt. Hab's freili dumm g'nua ang'fangen.“

„Du bist nit der Mohrhofner?“

„Koa Spur! Du hast ja g'hört, der Schmied Ler bin i, den du heiraten mußt! Das heißt, wenn i dir nit gar zu a alter Lackl bin?“ schloß der Ler scherzend.

„Und der Mohrhofner?“ fragte die Susi, der das Ganze noch immer nicht recht in den Kopf wollte.

„Der is aa da. Den wirßt du schon heut' no kennen lernen . . . und hoffentlich hat er nix dagegen einzuwenden, wenn der Ler und die schöne Susi a Paar werden. Außer du willst dir an Jüngern und Sauberern aussuchen!“

„Naa! Naa!“ wehrte das Diandl eifrig ab. Dann ließ es ein leises Lachen hören und meinte neckisch: „Ler, du bist aber a schlechter Kerl!“

„Und du bist a lieber Kerl!“ rief der Ler, schloß die Susi in seine Arme und drückte ihr einen langen Kuß auf die vollen Lippen, den sie herzlich erwiderte.

„Hast mi gern, Diandl?“ jubelte der Ler.

„Ja, ja!“ kam es mit leiser Stimme zurück. „Gottlob und Dank! Bin i froh!“

„Und i nit weniger!“ rief der Ler. „Und jetzt is alles guat. Die drei Watschen reuen mi jetzt nimmer und die Wallfahrt schon gar nit. Denn was Besseres hätt' i mir gar nimmer erbeten können! Auf die Händ' will i di tragen, Diandl, durchs ganze Leben!“

„Und soll i dir trauen?“ flüsterte die schöne Susi an seinem Hals. „Du falscher Bua, du!“

„Mein Herz reiβet i außer und gebet's dir, wann's möglich wär! Wir zwei werden a Paarl, wie no selten eins g'wesen is! Gelt ja?“

Die Susi nickte bestätigend vor sich hin, und dann wurde es noch durch etliche Küsse bekräftigt.

Endlich meinte der Lex: „Und jetzt gehen wir a bissel in die freie Welt außi. Mir wird's zu eng da herinnen. Es is prächtig draußen und gar nimmer kalt. Und da erzähl' i dir dann, wie alles kommen is. Die Stern' glänzen draußen, daß es a Freud' is!“

„Was werden aber die Mucken Gitschen dazu sagen?“ wandte die Susi ein, der der Gedanke an ihre beiden alten Pflegerinnen plötzlich schwer aufs Herz fiel.

„Ja! werden sie sagen!“ beruhigte sie der Lex. „Das wird si alles so schön glatt abwickeln wie a Wollknäuder!“ Dann schlang er den Arm um die Schultern des Diandls, öffnete leise das große Lennentor, und beide schritten hinaus in die helle, sternumglänzte Winternacht.

Als sie bei den Fenstern der Stube vorbeikamen, warfen beide einen raschen Blick hinein. Da saßen die zwei alten Dirnen noch immer eifrig und spannen. Der Lex und die Susi aber schlugen einen halb verschneiten Pfad ein. Der Schnee knirschte so heimlich unter ihren Füßen. Es war so still und einsam in der Welt. Vom Kirchturm hob die Uhr zu einigen Schlägen aus. Das Bergdorf lag zu den Füßen der

beiden Liebenden. Einzelne Lichtlein flimmerten von den Häusern herauf.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gegangen waren, gelangten sie an einen Plankenzaun, wie er die Besitztümer der einzelnen Bauern, auch zum Schutze vor weidendem Vieh, abzugrenzen pflegt. Dort setzte sich der Ler auf eine ausgebrochene Latte und zog das Diandl an seine Seite.

Und wieder fand er den beredtesten Ausdruck für die Stimmung seines Herzens in einem jener Lieder, die die Seele des Volkes tiefer und inniger in sich tragen als sämtliche kunstgerechten Chöre der Welt. Diesmal sang die schöne Susi auch mit; denn das Lied war ihr bekannt. Sie hatte es schon als winziges Diandl gesungen, bevor sie eine Silbe davon verstand. Von zwei frischen Stimmen klang es in die Nacht hinaus:

Koa Wald is so finster,
Schaut do der Tag 'nein,
Koa Herz so verlassen,
Von der Liab' hat's an Schein,
Koa Bach ohne Wasser,
Koa Bild ohne Gnad',
Koa Diandl auf Erden,
Das koan Buabn gern hat!

Zwoa schneeweisse Täuberln
Müssen gern anand' hab'n,
A Mannderl, a Weiberl,
Weil sie 's Nesterl z'sammtrag'n.
Und wir bau'n uns a Nesterl,
Das koa Wind mehr verweht,
Wo die Liab' nur alloanig
No ein und aus geht!

Wo zwei herzliche Seelen
 Hab'n an F'ammastrand baut,
 Scheint die Sonnen viel heller,
 Is der Himmel erst blau.
 Die Bögerln, dö singen,
 Der Bach rauscht im Grund,
 Und alles zu Ehren
 Unserm ewigen Bund!

Das Lied war verklungen. Der Lex schwang sein Diandl mit einem lauten Jodler in die Höhe. Wenn der Boden da droben nicht so abschüssig gewesen wäre, hätte er mitten im Schnee mit der Susi einen wahrhaftigen Schuhplattler aufgeführt vor Gaudi!

Jetzt galt es, für die nächsten Stunden Abschied zu nehmen; denn der Lex hatte ja noch eine heilige Verpflichtung einzulösen: bei dem Dreikönigsspiel mitzuwirken. Ein letzter Ruß, und der Lex sprang in langen Sägen über die beschneiten Felder dem Dorfe zu, während die Susi langsam gegen ihre Heimat ging.

* * *

Es mochte gegen zehn Uhr nachts sein. Die Mücken Gitschen und die Susi saßen noch beisammen in der Stube. Die zwei alten Dirnen waren aber bei ihren Spinnrädern eingenickt. Nur von Zeit zu Zeit schreckte eine der beiden empor, gab dem Rad einen Tritt und versuchte den Faden zu ziehen. Es wollte aber gar nicht mehr vorwärts gehen; denn das „Pechmannl“¹⁾ war eben mächtiger als alle Willenskraft.

¹⁾ Traummannchen.

Da ließ sich auf einmal draußen an der Türe ein fürchterliches Gepolter vernehmen und die lauten Rufe: „Hoi! Hoi! Aufmachen! Die Sternsinger sein da!“

Die Mucken Moidl schreckte aus dem Schlaf empor und meinte, sich die Augen reibend, verdrießlich: „Jetzt hätt' mir grad' so schön vom Himmel tramt. In an Himmelbett bin i g'legen mit himmelblaue Vorhäng', wo lauter Himmelschlüsseln drein g'stickt waren. Himmelherrgottsfapperment! War das a Pracht! Susi, geh' aufmachen!“

Das Diandl schien auf den Befehl schon hart gewartet zu haben. Es rutschte hinter dem Tisch hervor, wo es in einer alten Heiligenlegende geblättert hatte. Ihre Gedanken waren freilich gar nicht bei den Wundertätern und Märtyrern vergangener Jahrhunderte gewesen.

Sie lief eilig öffnen. Etliche verummte Gestalten drängten sich auf den Flur.

„In der Stuben bleiben!“ wurde gerufen, als die Mucken Gitschen herauskommen wollten. „Sonst holt enk' der Teufel!“ Die Gitschen kehrten mit der Susi in die Stube zurück.

Gleich darauf trat der Nachtwachter Hiasl in voller Ausrüstung mit Spieß, Laterne und Horn ein und begann: „Ich melde den wohllehrsamen Hausgästen gehorsamst, daß wir allda spielen wollen ein tüchtig Spiel von dem grausamen König Herodes und den Königen aus dem Morgenland, so wahr ich der Leibknecht des grausamen Königs geheißn bin!“

Die Türe öffnete sich wieder, und der Himmelschuster als König Herodes trat ein. Er hatte einen roten

Weiberrock umgebunden und eine Krone von Goldpapier auf den verwilderten Haaren. In einer Hand trug er einen Rudelwäcker, der offenbar das Zepter vorstellen sollte. Überall schauten unter der Bekleidung die Fexen des alten Bagabunden hervor¹⁾.

„Guten Abend, Herr König Herodes!“ rief der Nachtwächter Hiasl. „I hab' was zu apportieren!“

„Was gibt's Neues?“ fragte der Himmelschuster Herodes würdevoll.

„Es sein drei Kerl' draußen. Sie sagen, sie seien die drei heiligen König' aus 'm Morgenland!“ erwiderte der Leibknecht.

„Sag' g'schwind meinem Weib, der Königin, sie soll herkommen. Nachher holst a paar Maß Bier beim Wirt!“ befahl der König.

Der Nachtwächter, der sich trefflich in seine Rolle fand, brummte, indem er zur Lüre hinausging. „Soll i jetzt dös z'widere Raffelscheit suchen gehen! Es hat eh' a Kälten draußen, daß einem das Vaterunser im Maul g'friert!“

Als der Knecht draußen war, hielt der König den Anwesenden folgenden Monolog: „Das wird jetzt a schönes G'sicht abgeben bei meiner Alten. Sie behandelt mi wie an Hund — a Schoßhündel hab' i sagen wollen, und tatschelt mi den ganzen Tag — vor lauter Lieb' natürlich. Es is a Kreuz. Umgehen tut sie mit mir, wie die Juden mit unserm Herrgott!“

1) Einzelnes frei nach einem alten Dreikönigspiel des Sebastian Sailer (1714—1777).

Da trat der Bader Franzl als Königin in die Stube. Ein schallendes Gelächter erhob sich unter dem Publikum. Der alte Saufaus hatte aber auch einen zu närrischen Anstrich. Ein verschossener Weiberrock mit unzähligen Falten baumelte ihm um die Hüften. Auf den Kopf hatte er eine Nachthaube mit flatternden Bändern gebunden. Darunter drängte sich sein struppiger Bart wie das Außere eines Igels hervor. Und die rote versoffene Nase erglänzte nur um so deutlicher unter dem Weiß der Haube. In den Händen trug der Bader Franzl einen riesigen Strickstrumpf und gabelte eifrig darauf los.

„Was willst denn?“ fuhr die Königin ihren Gemahl an.

„Das laßt si hören!“ erwiderte der. „Was meinst jetzt, was i will?“

„Zieh' di nit wie a Strudelteig! G'wiß wieder a Lumperei!“

„Sei nur nit glei drüber aus. Es kommen halt heut' no Gäst'. Mußt a bissel was z' Nacht kochen und die Betten frisch überziehen.“

„Was!“ belferte der Bader Franzl. „Du Gauner! Du Saufaus! Du Spitzbub! Alle Lumpenbagaschi laßt du herein. Hast g'meint: die Betten frisch überziehen? Als wann's nit alleweil g'nua zu waschen gebet! Wann ihnen die Betten nit sauber g'nua sein, sollen sie auf'm Boden liegen! Bastamento!“

„Höh! Höh!“ gröhnte der Himmelschuster. „Du glaubst wohl, der Sauhirt von Ulm kommt! Du mußt wissen, es kommen König' — und drei auf einmal!“

„Werden wohl auch so lausige sein, wie du einer bist!“ warf der Bader Franzl zum Gaudium der Zuhörer ein.

Da öffnete sich wieder die Stubentür, um den Nachtwachter hereinzulassen.

„Sie rucken schon an!“ meldete er.

„Wie schauen sie denn aus?“ fragte die Königin.

„I hab' mi nit ganz zuabi getraut. Sie haben den Teufel bei ihnen!“

„Das wär' mir ganz recht,“ rief der Himmelschuster, „wann er mein Weib holen tät! I gäb' ihm acht Tag' z' fressen und z' saufen grad' g'nua!“

„Es is a Kohlschwarzer dabei!“ erläuterte der Nachtwachter geheimnisvoll. „Und der schaut grad' so aus, wie man den Teufel abmalen tuat!“

Jetzt kamen die heiligen drei Könige mit gewichtigen Schritten in die Stube. Sie waren im ganzen recht würdig und hübsch ausgestattet. Sie trugen lange rote Mäntel, goldene Kronen und große Stäbe.

Der Bigguler Josl als „Waldhauser“ trug das Sternlicht. Das war eine Laterne an einer hohen Stange, jedoch durch ein schwarzes Tuch verhüllt, das durch Ziehen an einer Schnur plötzlich entfernt werden konnte.

Der Lex als „Melcher“ hatte an einem breiten grünen Bande eine Guitarre umhängen.

Der Mohrhofer mit gräulich geschwärztem Gesicht schwang in der einen Hand ein Weihrauchfaß, in der andern hielt er eine Sammelbüchse. Den Stab hatte er unter den Arm geklemmt. Dem Bauer war höllen-

angst; denn er ging hier ja noch viel wichtigeren Dingen entgegen. Die dicken Schweißtropfen rannen ihm über das Gesicht und zogen breite Furchen durch den Ruß, so daß er mit der Zeit gestreift war wie ein Zebra.

Der Ler schlug auf der Guitarre einen Akkord an und begann mit einer feierlichen dumpfen Stimme, halb im Rezitando, halb als Gesang:

Die heiligen drei König', die kommen jetzt her,
Der Melchior bin i, der Kasper ist der!
Und der der Waldhauser, o schreckt's euch nit dran,
Er ist vom Wald außer der prächtigste Mann!
Jetzt sing' i a G'hangel und spiel' was dazua,
Setzt's stad euch auf's Bankel und gebt's fein Ruah!
Den grausamen König geht's Grausen schon an,
Er fürcht' si nit wenig, sie jagen ihn davon!

Nach dieser Einleitung stellten sich alle drei Sternsinger in Positur, und es folgte im Chorus eines jener alten Dreikönigslieder, wie sie noch immer im Schwang sind:

Das unschuldig Kindel, das die Jungfrau gebor'n
Und g'fatscht hat in Windel, is dem König a Born.
Und könnte er's finden,
Zu Tod tät' er's schinden;
Er sagt, er will's krönen und beten gern an,
Du lausiger König, wir kennen dich schon!
Die heilig'n drei König', die sehen kein' Stich,
Sie flehen herzinnig: „Wer weist uns denn hin!“
Sie haben kein' Latern' nit,
Es leucht' auch der Stern nit;
Hübsch lang müssen's warten, weil keiner nix siecht!
Af amal, dö Freuden! wird's wieder hell-licht.

Bei dem letzten Vers wurde plötzlich das schwarze Tuch vom Sternlicht gezogen. Dann schlossen die drei:

Ihr braucht euch nit z'sorgen, wir finden schon hoam,
Wir reisen gleich morgen dahin in der G'hoam,
Schön außi ums Eckel
Bis hin zu dem Fleckerl;
Herodes, auweh, du magst passen schon da;
Denn hast du's nit g'sehen, so siehst es nit aa!

Bei der letzten Strophe hatte der Mohrenkönig nicht mehr mitgesungen. Die dicken Tränen liefen ihm neben den Schweißtropfen über die Wangen herunter. Zuletzt schluchzte er ganz vernehmbar.

„Den Rascher muas der Ruas in die Augen beißen!“ meinte die Mücken Seph besorgt.

Da konnte sich der Mohrhofer nicht mehr länger halten. Er warf Sammelbüchse, Weihrauchfaß und Stab fort, eilte auf die Susi zu, drückte das Diandl ans Herz und küßte sie ein über das andere Mal.

Und das Diandl wehrte sich gar nicht; denn der Lex hatte ihm auf dem Abendgang am Walde schon alles erzählt.

Schön sah sie jetzt freilich nicht mehr aus, die Susi; denn sie war im ganzen Gesicht voll Ruß. Die Mücken Gitschen waren geraume Zeit starr vor Staunen. Vielleicht mochten sie auch einen Augenblick denken, es gehöre das mit zum Spiel.

Endlich raffte sich die Moidl auf: „Was wär' denn das für a neue Modi! Jetzt werd' i aber glei' mit dem Lumpenpindel ausfahren! Und du schaust ruhig zu!“ wandte sie sich vorwurfsvoll an den Lex.

„Da hab' i nix drein zu reden!“ meinte der laut lachend.

„Wer is denn der Mensch eigentlich?“ schalt die Moidl.

Der Mohrhofner ließ die Susi los und kam auf die beiden Mucken Gitschen zu. Mit verzagter Stimme und gleichzeitig ein paar Schritte retirierend, meinte er: „Das seht's ja eh', daß i der Mohrhofner bin!“

„Du bist der Mohrhofner?“ riefen beide Mucken Gitschen zugleich. „Wer is denn nachher der?“ Dabei deuteten sie auf den Lex, der sich auch schleunig aus dem Bereich der zwei schlagfertigen Dirnen zog.

„Das is dann halt a anderer!“ erklärte der Lex.

„Wir werden dir schon den andern geben!“ rief die Mucken Moidl erboßt und entriß dem König Herodes seinen Nudelwalker. „Glaubt's ihr, ihr könnt's uns für an Narren halten! Und du, Diandl, scham' di!“ bekam die Susi jetzt auch ihren Teil ab.

Als die Moidl mit dem Nudelwalker gegen den Lex anrücken wollte, erfaßte den Mohrhofner plötzlich eine Höllenschneid.

Er stellte sich breitspurig vor den Lex und erklärte auf das bestimmteste: „Dem Schmied Lex lass' i nix mehr tun! Der is mein zukünftiger Schwiegersohn! Und über das Diandl hab' i jetzt zu schaffen, weil i ihr Vater bin! Und wann die Mucken Gitschen raufen wollen, soll's uns recht sein! Wir sein aber unser Sechse, und die Susi hilft aa no zu uns!“

Der König Herodes, die Königin und der Leibknecht scharten sich nun auch zu den Weisen aus dem

Morgenland; und die Susi stellte sich resolut zwischen den Mohrhofer und den Schmied Lex.

Noch eine Weile schwang die Mucken Moidl den Rudelwanker in der Faust, als ob sie sich's überlegen wollte, dann warf sie den Holzprügel hinter den Ofen und meinte: „Wißt's was, ihr seid's alle miteinander a infame Bagaschi, dö der Teufel beim Wandern verloren hat! Am g'scheitesten ist's, ihr wascht enß zuerst ab! Dann hol' i an Enzian aus'm Keller!“ Bei dieser energischen Ansprache zitterte aber die Stimme der alten Dirn vor Rührung.

Da stürzten der Mohrhofer, der Lex und die Susi auf die beiden Gitschen los. Und jede bekam von allen dreien ein kräftiges Bussel ab. Jetzt waren sie natürlich auch voll Ruß. Der Lex selbstverständlich ebenfalls; denn der hatte so dazwischen drein seinem Diandl etliche Busseln versetzt.

Nun blieb nichts übrig, als in die Küche zu wandern und eine allgemeine Mohrenwäsche zu beginnen. Die war denn auch vom besten Erfolg gekrönt. Eine Viertelstunde später saß die ganze Sippchaft in der Stube beisammen, die schöne Susi im Herrgottswinkel zwischen dem Mohrhofer und dem Schmied Lex.

Der Enzian stand auf dem Tisch und dazu rescher Zwieback, Speck und Schnittkas in Hülle und Fülle. Daß in dieser ereignisreichen Nacht kein Tropfen Enzeler mehr im Keller der Mucken Gitschen blieb, braucht wohl nicht versichert zu werden.

Der Lex hatte wieder die Zither hervorgeholt, und der Bader Franzl begleitete ihn jetzt auf der Guitarre.

Da wurde gespielt und gesungen, daß es eine helle Freude war. Es kam ja vom Herzen und ging zum Herzen.

Mitternacht war schon vorüber, als sich zum Zitherklang und zu den Saiten der „Klampfen“ in der traulichen Stube bei den Mucken Gitschen noch einmal jene alte Weise vernehmen ließ . . .

Wo zwei herzliche Seelen
Hab'n an Zsammastrand baut,
Scheint die Sonnen viel heller,
Is der Himmel erst blau.
Dö Bögerln, dö singen,
Der Bach rauscht im Grund,
Und alles zu Ehren
Unserm ewigen Bund!

